N12<527804710 021
ubTÜBINGEN

er im Allgemeinen großmüthig und freigebig; wo es dem Pompe galt, verschwenderisch, in andern Dingen wieder karg und habsüchtig. Er war ein berühmter Jäger, guter Schütze und stattlicher Reiter. Sein herrschender Wunsch war, draußen in der Welt gelobt zu werden, und diese seine schwache Seite wußten die Europäer an seinem Hofe wohl zu benützen. 'Sire, was sind Sie im Begriffe zu thun? Was werden die Zeitungen und Geschichtsschreiber über Sie sagen, wenn Sie Ihren Ruf durch solche Akte der Ungerechtigkeit beflecken?' Eine solche Hindeutung (auf die Times insbesondere) genügte; sein Zorn legte sich, er dankte wohl auch dem Europäer und verwandelte eine Todesstrafe in Gefängniß oder gar in Begnadigung. In den letzten Jahren seines Lebens ergab er sich Trunk und Schwelgerei bis zum Uebermaß und kürzte sein Leben in nächtlichen Gelagen und Orgien." — Und fügen wir hinzu, nach menschlichem Dafürhalten sank er viel zu frühe in's Grab. Hätte er noch einige Jahrzehnte regiert, so würde ohne Zweifel das Christenthum eine weite Verbreitung auf der Insel gewonnen haben. Es sollte nach Gottes Rath eine andere Macht das bis jetzt vorhandene Christenthum läutern und erweitern. Welche? Dieß zu zeigen, wird unsre nächste Aufgabe sein.

Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz.

(Schluß.)

6. Die Untüchtigkeit der Missionare.

Doch wer weiß, am Ende ließe sich Langhans auch eine Mission unter den civilisirten Völkern gefallen, wenn nur rechte Leute, lauter Egede's, Judson's, Williams ꝛc. hinausgesandt würden. Was aber kann durch „jene seufzenden, phrasenmachenden, gefühlsschmächtigen, weltfremden und unselbständigen Jünger" erzielt werden, „welche der Pietismus zum Aufbau seines Reichs bedarf?" (342.) Machen doch, China etwa ausgenommen, die Missionare in allen übrigen Ländern aus der Unwissenheit ein Gewerbe (175). Vernachlässigen sie nicht alle weltliche Bildung, wie kann da noch von theologischer Bildung die Rede sein? (336.) Sie hassen ja von allem

Weltlichen nichts so von Herzen, wie Bildung und geistige Anstrengung! (354.) Denn weltflüchtig, bildungsfeindlich ist der Pietismus, bildungsfeindlich müssen auch seine Früchte sein (341). Der großen Mehrzahl nach sind die Missionare rechtliche Männer (397), aber durchgängig dem Müssiggang ergeben (402).

Ich stimme Langhans in dem Einen Wunsche bei, daß doch die besten Männer in die Mission hinausgehen möchten. Es gibt leider viele schwache Missionare, wie die Kommitteen allerwärts mit Schmerzen bekennen; wackere Leute, die aber nicht viel ausrichten. Die Frage: und wer ist hiezu tüchtig? ist noch nicht gehörig beantwortet, seit Paulus (2 Cor. 2) sie angeregt hat. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß alle Leiter des Missionswerks mit Freuden ihr Missionshaus schließen und sich mit Aussendung der von Gott ihnen angebotenen Männer begnügen würden, wenn sie einen Weg wüßten, die trefflichsten Kräfte zu bekommen. Es fragt sich nur: wie bekommt man die besten Leute?

Von der eigentlich klassischen Bildung, von einem gründlichen Eingehen in das Reich der Ideale, „welches den Geist ewig frisch erhält," vom Eingehen in alle Schmerzen und Freuden der neuen Wissenschaft erwartet Langhans die selbständigen, denkfähigen, aufgeklärten, humanen Theologen, welche der Mission aufhelfen könnten. Nun verachten wir keinen Bildungsgang und bleiben ungerührt von den Deklamationen, mit denen Langhans zu beweisen sucht, die Mission fürchte sich vor dem Wissen als solchem. Aber wir halten es für einen Aberglauben, wenn der Kritiker meint, zu einer praktischen Thätigkeit, wie die Mission ist, gebe es nur Einen schmalen Weg, nämlich den durch die Universität. Wie viel Theologie hat denn wohl der sel. Williams in die Südsee mitgenommen? Ein 20jähriger Schlossergeselle, seit zwei Jahren bekehrt, dann Sonntagsschullehrer und bis auf die Letzte mehr in allerlei Werkstätten, als in Büchern forschend und bewandert, — so ist er hinausgefahren und dennoch ein trefflicher Missionar geworden. Der Schreiber-Incipient und Oekonom Rhenius, der nur 15 Monate lang sich unter Jänicke vorbereitete, ehe er ordinirt wurde, hatte wohl die Lücken seiner Vorbildung manchmal zu beklagen und sein Lebenlang daran auszufüllen. Nun dem stand lange ein freisinniger Theolog zur Seite, welcher deutsche und römische Klassiker mit rührender Anhänglichkeit kultivirte. Allein von diesem Theologen gieng nicht ein Zehntheil der Wirkung aus,

welche die Thätigkeit des an Gelehrsamkeit ihm weit nachstehenden Rhenius hatte. Ein anderer Theolog, Jacobi, gieng mit Rhenius hinaus, von dem man in England wie in Deutschland sehr hoch dachte und sich großen Erfolg versprach. Dieser warf sich mit solchem Eifer auf die Erlernung der Tamilsprache, daß er, in der heißen Zeit in ein nasses Tuch gehüllt, Tag und Nacht fortstudirte, — in drei Monaten war er eine Leiche. Wie viele ähnliche Fälle ließen sich hier anführen, doch wir bescheiden uns mit dem alten Ausspruch: Das Wissen ist etwas sehr Gutes, aber das Können ist besser. Und für das Können haben wir einmal kein untrügliches Merkmal. Gefällt es Gott, so giebt er den rechten Mann für den rechten Platz, schenkt ihm Leben und Gesundheit und läßt ihn wachsen und gedeihen. Das fügt sich aber gewöhnlich so, daß hintendrein kein Mensch sich rühmen kann, den habe ich ausgefunden und da und dorthin gestellt, sondern es ist meistens durch viel menschliches Tappen und Irren gegangen. Es liegt uns also nicht an, zu beweisen, daß die Leiter unserer Missionsgesellschaften überall in der Auswahl, Ausbildung, Aussendung ihrer Missionare das Beste getroffen haben, sondern nur, daß Gott sich zu diesem Werke bekennt und unserer Schwachheit mit seiner Kraft aufhilft.

Theologen sind ja in ihrem Fach sehr brauchbar, und die verschiedenen Missionsgesellschaften haben auch des Dienstes solcher Männer nicht ganz entbehrt. Von der Universität Tübingen sind in 26 Jahren über ein Dutzend Kandidaten in den Dienst der Mission getreten, und andere deutsche Universitäten haben gleichfalls ihr Kontingent geliefert. Damit man sich aber nicht der Wissenschaft rühme, sondern nur Gottes, hat es sich so gefügt, daß die meisten größeren Erfolge nicht gerade den besten Theologen zufielen. Der theure Dr. Ribbentrop z. B., welchen Goßner aussandte, der edle, nun auch vollendete Superintendent Sternberg und andere Theologen der besten Art — sie haben keine Ernte erleben dürfen, wie sie ihren Brüdern Batsch, Schatz u. s. w. unter den Kols gegeben wurde. Kurz: die geistige Zeugungskraft, welche das eigentliche Wesen des Missionars ausmacht, ist an keinen Stand gebunden, und ohne Gottes Segen ist und bleibt auch die beste Arbeit ohne bedeutende Erfolge. Der Wind weht auch hier, wo er will. Da bekommen wir dann Respekt vor einem Manne wie Jänicke, der, obgleich früher Weber und niemals ein großer Theologe, Leute fand und hinaussandte wie

die beiden Albrecht und Schmelen für Afrika, Rhenius für Indien, Riedel und Schwarz für Celebes und andere mehr.

Dieß ist das Eine: die rechte Missionstüchtigkeit ist wie jede Lebenstüchtigkeit eine Gabe Gottes. Sind aber darum die gewöhnlichen Missionare rein „Nichts“? Wer hat denn das Evangelium zuerst nach Samarien oder Rom gebracht, wer nach Nordafrika oder Spanien? Wahrscheinlich sehr einfache, gewöhnliche Männer, deren keine Geschichte gedenkt, und doch war ihre Arbeit eine gesegnete. Wie würden, Paulus etwa ausgenommen, die Apostel selbst vor Langhans' Kritik bestehen? Er meint, wer nicht einmal ein schönes Deutsch zu schreiben wisse, könne doch im civilisirten Indien wenig ausrichten. Er verkennt aber erstens, daß von ganz einseitig gebildeten Menschen sogar auf Gebildete eine große Wirkung ausgehen kann, geschweige denn auf Leute, wie $^{99}/_{100}$ aller Hindu's sind, und zweitens, daß das Leben eine fortgehende Schule ist.

Ich reiste nach Indien mit freiwilligen Handwerkermissionaren. Da war z. B. ein deutscher Schneider, den die Basler aufzunehmen Bedenken trugen, der Mühe hatte, ins Englische nothdürftig hineinzukommen und nun auf dem Schiff sich anstrengte, Hindustani-Vokabeln auswendig zu lernen. Dann zwei englische Schuhmacher, denen ich die Telugu-Grammatik etwas zu erklären suchte. Es kam dabei zu merkwürdigen Entdeckungen. Als ich ihnen einmal das Wort Manuschjudu vorsprach, was Mensch bedeuten sollte, weigerten sie sich entschieden, es nachzusprechen: es sei nicht richtig, gewiß nicht. Nun war ich weit entfernt davon, behaupten zu wollen, meine Aussprache sei vollständig korrekt; doch das konnte nachgeholt werden, vorerst handelte sich's nur um's Buchstabiren. Da fand sich endlich, daß die guten Leute meinten, ein einsilbiges Ding wie Mann oder Mensch könne doch in keiner Sprache durch ein viersilbiges Wort ausgedrückt werden. Dergleichen Bornirtheiten konnten Einen bedenklich machen. Der Schneider landete in Kalkutta und kam zu einem tüchtigen Sprachkenner, der ihm keine Ruhe ließ, bis er korrekt aussprechen lernte. Nach vier Jahren sah ihn Dr. Häberlin wieder, und kannte ihn kaum mehr, so eifrig hatte er sich in das Hindustani und andere Wissenszweige hineingeworfen. Den Koran hat er seither fast auswendig gelernt, weil er die Straßenpredigt unter Muselmanen für seine Hauptarbeit ansah. Er heirathete eine Angloindierin und wirkt noch im Segen als freier Missionar auf eigene Kosten. Seine deutschen Briefe

sind aber wohl seine schwächste Seite geblieben. — Die zwei Schuhmacher ließen sich im Telugulande nieder und machten auch anfangs Schuhe für englische Bekannte, um zu leben. Doch bald nicht mehr. Es gab zu viel Arbeit unter Jung und Alt; Freunde, die ihren Ernst sahen, unterstützten sie mit Gaben, und wenn es auch manchmal schwer gieng, es gieng. Sie haben eine bedeutende Gemeinde gesammelt, und der Ueberlebende, Bowden, wirkt jetzt, unterstützt von tüchtigen Nationalgehülfen, die er sich heranzog, in einer Weise, welche dem benachbarten amerikanischen Missionar Bewunderung abnöthigte.

Wollen wir nun auf dergleichen vereinzelte Erfahrungen eine neue Theorie des Missionsbetriebs gründen und etwa sagen: Nur frisch jeden hinausgeschickt, der gehen will? Gewiß nicht; die Versuche möchten zu kostspielig ausfallen. Wir warnen nur vor der Verachtung des Kleinen und vor der Verkennung der Bildungsmittel, die das Leben überall einer tüchtigen Kraft bietet.

Das aber danken wir jedenfalls den Missionshäusern, daß durch sie die Rekrutirung für die Mission eine geordnete wird. Sie können nicht die besten Leute schaffen; sie weisen aber viele unreife und unzulängliche Kräfte zurück und geben den brauchbaren Gelegenheit, im christlichen Leben zu reifen und ein Maaß von Bildung zu erwerben, das ihnen den Eintritt in ihren Beruf bedeutend erleichtert. Die kirchliche Mission z. B. ist der Basler Anstalt für diese Heranbildung so mancher ihrer besten Arbeiter immer dankbar gewesen, so keck auch Langhans behauptet, sein ungünstiges Urtheil über dieselbe sei das in England allgemein herrschende (340). Langhans zürnt ferner der Mission, daß sie so viel Geld verschwende, während er zugleich ihren Leitern Vorwürfe macht, daß sie so engherzig seien, Leute, die ihnen nicht passend scheinen, abzuweisen, sich die Bestätigung der Wahl von Gattinnen vorzubehalten, und Arbeiter, die sich nicht zweckdienlich erweisen, zu entlassen. Die Kommitteen sind aber dem christlichen Publikum dafür verantwortlich, daß sie mit den ihnen anvertrauten Geldmitteln gewissenhaft verfahren. Sie müssen also, um nur das Nächste zu erwähnen, sich von der geistigen und körperlichen Gesundheit der Auszusendenden versichern. Weiter gehört dazu, daß eine solche Kommittee einestheils Männern, die etwas Tüchtiges geleistet haben, wie Hebich, nicht sich entzieht, wenn sie sich auch nicht mit jedem ihrer Schritte identificiren kann, anderntheils, daß sie keine Arbeiter in's Feld schickt, deren Befähigung für ihre Aufgabe ihr zweifelhaft ge-

worden ist. Langhans ereifert sich ohne Noth über die in Schenkels Zeitschrift mit meisterhaften Phrasen getadelte Entlassung des Missionars Süß (134). Was immer an dessen „allseitigerer Auffassung des Christenthums" sein mag, das hat derselbe volle Gelegenheit in seiner neuen Station auf Cap Palmas zu erweisen, wo er jetzt im Dienst der amerikanischen Episkopalen arbeitet. Eine Missionskommittee darf nicht wie eine Staatskirche sich mit Arbeitern behelfen, zu denen sie kein rechtes Zutrauen hat, oder die ihr das ihrige verweigern. Denn nicht darauf hat sie zu sehen, daß eine Stiftung der Väter mit allen Rücksichten nach rechts und links im Gang erhalten werde, sondern daß etwas Neues und Ganzes zu Stande komme.

Langhans stellt sich nun die Missionare wie ewige ABCschützen vor, welche einer wie der andere die zu Hause gelernte Dogmatik vor den Leuten ableiern und sich dann wundern, daß sich nicht Alles flugs bekehrt. Er vergißt ganz, daß sie Menschen sind, und daß es die Art des Menschen ist, sich in eine neue Welt einzuleben. Schroff, taktlos, fanatisch, alle gegebenen Verhältnisse hochmüthig übersehend, mit Lästerungen begrüßend, mit Höllenqualen drohend, wenn man nicht an Christum glaube nach seinen beiden Naturen ꝛc., so denkt er sich den Missionar und hat sich dieses Bild aus allen möglichen Berichten herausgelesen. Diesem Bild möchten wir nun ein anderes entgegenstellen, welches die natürliche Seite der Missionsvorbereitung zu ihrem Rechte bringt. Von der Verschiedenheit der geistlichen Gaben, die selbstverständlich das Wichtigere sind, denken wir nur gelegentlich Einiges an.

Gesetzt zwölf Missionare reisten nach Indien mit derselben Vorbildung, demselben Glauben, derselben Anhänglichkeit an die Kreise, aus denen sie herausgewachsen sind, wie ganz andere Leute würden sie doch in zehn Jahren geworden sein! Vorerst lernen alle die Landessprache. Daß der Theologe seine Studien fortsetzt, um mit der Zeit zum Uebersetzen der Bibel oder zum Dienst an einem Predigerseminar geschickt zu werden, versteht sich von selbst. Ein anderer mag schon früher Botanik getrieben haben, natürlich zieht ihn jetzt die üppige Flora tropischer Gärten und Wälder an; er möchte einheimisch werden im fremden Lande, erfragt die Namen der Pflanzen und hört ihre Eigenschaften, wahre und angedichtete, abergläubische und poetische; er kommt darüber mit Leuten in Berührung, welche dasselbe Interesse haben, schließt Freundschaften mit eingebornen Aerzten und versucht

sich selbst im Gebrauch ihrer Mittel. Was schadets, wenn Missionarsnamen durch eine Rottleria, Careya, Metzia ꝛc. sich in der Botanik verewigen? Manche sehr interessante Verbindungen haben sich schon an solche naturhistorische Sammlungen geknüpft; weithin kennt man z. B. auf den Nilagiris den Blumenmann, holt ihm Farrenkräuter aus dem tiefsten Dickicht und ist guter Bezahlung gewiß, die nicht aus dem Missionsseckel kommt, sondern von europäischen Museen und Pflanzenhändlern. Von Dr. Carey's Steckenpferd zeugt nicht blos die Careya und sein botanischer Garten (vom letzten Orkan halb weggeschwemmt), sondern auch eine Büste im Saal der bengalischen Landwirthgesellschaft, deren Stifter und eifriger Pfleger er war, zum großen Nutzen der meisten Zemindare (Landbesitzer). Wird auf solchem Wege Namhaftes erreicht, so ist freilich Langhans auf die unwürdigen Schliche des Pietismus übel zu sprechen; zeigt sich kein besonderer Erfolg, so spottet er über die im Müßiggang und Weltdienst vergeudete Zeit.

Ein anderer hat an den bunten Käfern und Steinen seine Freude, wieder einer an den zahlreichen Muscheln und Fischen; er sticht vielleicht mit den Fischern in die See, wenn die periodischen Fischzüge eintreten, und lernt allerhand vom Meer und seinen Bewohnern, während er selbst in aller Ruhe Menschen fischt.

Wenn das Jagen einem amerikanischen Missionar in Kleinasien zum Vorwurf gemacht wurde (413), so fragt sich noch sehr, ob mit Recht. Die abessinischen Missionare haben manchmal gejagt, auch nachdem einer von ihnen sein Leben darüber eingebüßt hatte. Sie mußten jagen, wenn sie essen wollten. Wenn aber ein Missionar sich bei Kurden auch als Reiter und Schütze empfiehlt, möchte ich mit meinem Urtheil zurückhalten. Oder sollten wir es den Herrnhuter Brüdern übel nehmen, wenn einer, durch besondere Anlage und Erziehung dazu befähigt, die Sage von der unglaublichen Ungeschicklichkeit aller Europäer dadurch widerlegte, daß er selbst auch mit Kajak und Harpun umzuspringen wüßte? Ist doch der treffliche Zeisberger auch im Waldleben seinen Indianern ein Indianer geworden, auf daß er allenthalben ja etliche selig mache.

Ein anderer hat seine Freude an der Sternenwelt, die er in Indien so viel vollständiger schauen kann, als in Europa; er macht Sonnenuhren und Almanache für die einheimische Bevölkerung und erwirbt sich dadurch die Bekanntschaft von Astrologen und Nativitätsberechnern, weist ihnen die Falschheit ihrer Rechnungen und Schlüsse

nach, zeigt ihnen etwa durch sein Teleskop die Trabanten des Jupiter und läßt ihnen den tiefen Eindruck der am Himmel selbst gesehenen Bewegung der Sterne in Kopf und Herz zurück. Man hat in Jaffna schon Wetten angestellt, wer Recht habe mit der nächsten Sonnenfinsterniß; die ganze Bevölkerung stritt sich über die beiden Almanache, den der Tamiler und den der Missionare. Einige verschworen sich, Christen zu werden, falls ihr Gott sie hier im Stiche lasse. Sie haben's freilich nicht gehalten, und der Missionar hat es auch nicht erwartet; denn durch Zeichen am Himmel ist noch Niemand bekehrt worden. Doch ist der Missionar damit dem Volke und der Schuljugend um ein Bedeutendes näher gekommen; und wie man sich mit Astronomie bei den Großen zu empfehlen vermag, davon können die katholischen Missionare in China und die protestantischen in Siam erzählen.

Wieder einem ist die wunderbare Sprache ein Gegenstand der eifrigsten Beschäftigung. Er möchte sie in ihrer ursprünglichsten Form, in ihrer eigensten Art erkennen und sucht die ältesten Denkmale auf, wird zur Vergleichung der verwandten Dialekte getrieben und beschreibt sie nach ihrem innersten Wesen (wie Weigle), oder stellt am Ende (wie Caldwell) ein Lehrgebäude der gesammten drawidischen Sprachzweige auf; oder er sammelt die verblichenen Inschriften auf den Steinen in Ruinen und Tempeln und bekommt Brahmanen und andere Wißbegierige zu Freunden und Mitarbeitern im Forschen nach der Urgeschichte seiner neuen Heimat. — Auf einem Besuch von alten Gräbern, zu dem ihn der Regierungsvorstand eingeladen, hat der Schotte Hislop beim Uebersetzen über einen Fluß — seinen Tod gefunden (1863). Ein berühmter Geolog, ein eifriger Schulmann und guter Mahratta-Prediger hat er im Dienste der Wissenschaft sein Leben eingebüßt, nachdem er es wiederholt im Dienste Christi gewagt und von den schweren Wunden, die er in einem Pöbelüberfall empfangen, mit Mühe geheilt worden war. Lieber wäre er gewiß für seinen Herrn gestorben, aber auch dieses Todes hat sich die Mission nicht zu schämen.

Was ließe sich nicht sagen von der Vertiefung in die Literatur der Völker, unter denen die Missionare gearbeitet haben. Wenn Langhans behauptet, „das Heidenthum wird allenthalben in Bausch und Bogen als baare Finsterniß behandelt; in seinen Ueberlieferungen getrübte Funken eines ewigen Gotteslichts, Ahnungen, Vorbilder, Hindeutungen auf Christum anzuerkennen, davon sind die protestantischen Missionare überall weit entfernt" (134), so übersieht er wissentlich,

was ihm auch die wenigen Quellen der Missionsgeschichte, die er zu Rath gezogen, von so vielen derartigen Bemühungen erzählten. Haben denn nicht die Missionare zuerst sich an die Sammlung und Herausgabe der einheimischen Literatur gemacht, wie Carey das Ramayana veröffentlichte und übersetzte, Mögling seine bibliotheca carnataca, Perceval, Grant u. a. Tamil-Dichter herausgaben, wir malayalische? Und wer hat denn die meisten Wörterbücher und Grammatiken der indischen Sprachen verfaßt? Sind es nicht die Missionare? Vor mir liegen die Volkssprüchwörter, die in drei der südindischen Sprachen von Missionaren gesammelt sind, — nicht auf der Studirstube, sondern im lebendigen Verkehr mit dem Volk, das sich natürlich wunderte, warum die neugierigen Padres sich um solche Alltäglichkeiten bekümmern. Das kanaresische Büchlein enthält deren 3500. Natürlich werden alle diese Erzeugnisse des Volksgeistes sowohl in Rede als in Schrift fleißig benützt; und für den jungen und noch ungewandten Missionar gibt es Bazarbüchlein, in welchen die treffendsten Verse und Stellen aus heidnischen Schriftstellern in bestimmte Rubriken gebracht sind. Versteht es sich doch von selbst, daß wer unter dem Volke leben und sich darin zu Hause fühlen will, irgendwie die Ohren spitzt und nicht blos dessen Worte, sondern auch seine Gedanken zu begreifen bemüht ist. Es läßt sich aus erlesenen Sprüchwörtern eine natürliche Theologie und Moral zusammenstellen, welche jedenfalls drei Viertel des herrschenden Aberglaubens aus dem Munde des Volks selbst verwirft, während sie zu den Grundgedanken des Christenthums so gut hinleitet, als was ein Clemens u. A. aus den alten Klassikern zusammenbrachten. Daß dieser Weg auch seine Gefahren hat, daß heidnische Sprüchwörter und heidnische Literaturen große Schutthaufen sind, in welchen die Perlen gesucht werden müssen, weiß jeder Kundige; daß man über dem ewigen Brückenbauen am Ende vom Ufer abkommen, über dem steten Vorbereiten endlich nicht mehr zum frischen Zeugen gelangen kann, vielleicht den Einklang gar so betont, daß man den vorliegenden Kampf fast vergißt, ist nicht erst zu beweisen. So bietet denn eine solche heidnische Blüthenlese dem doppelschneidigen Messer des Kritikers eine Handhabe, womit er bald der Weltflucht, bald dem Weltdienst Stiche versetzt (424). Einerseits nennt er selbst uns Missionare verheidnischt; wenn dagegen ein Inspektor vor zu weit gehender Akkommodation warnt, muß er jedes Eingehen auf heidnische Denkweise „als Abfall von der Wahrheit“

verdammt haben (134). Doch wir verzichten auf die Möglichkeit, dem Kritiker irgend zu gefallen und fahren fort, die natürliche Seite des Missionslebens weiter zu skizziren.

Man kann nicht immer predigen und lehren; ein Glück ist's, daß auch zum Schreiben so viele Gelegenheit da ist. Wenn Langhans die Missionare Müßiggänger heißt, woher erklärt er nur die Sündfluth der „zahllosen Traktate", mit denen sie Indien überschwemmen sollen? Wirklich sind dort in zehn Jahren 8¾ Millionen Bücher und Traktate herausgegeben worden. Gesetzt, es wäre auch blos die mechanische Arbeit der 25 Missionspressen, die dabei in Betracht käme, von lässigen Händen rührt sie einmal nicht her; und die „Zudringlichkeit", mit der sie verbreitet werden, sowie der ganze „übermäßige Eifer", worüber geklagt wird (213), sieht einmal nicht nach Müßiggang aus. Freilich hat Langhans da viel zu tadeln an Inhalt und Sprache der neuen indischen Literaturen; die Missionare haben ihm selbst ihre Schwächen enthüllt, und mit Freuden kommt er auf jede Selbstkritik ihrer Anfänge zurück. Es ist wahr, die Missionare müssen das Schreiben erst lernen und zwar oft in Sprachen, die noch nie geschrieben worden. Es haben auch allerdings Missionare schon zu früh und zu viel geschrieben; manches, was die früheren gearbeitet haben, ist durch spätere Werke verdrängt worden, an andern wird noch fortwährend verbessert. Aber wer hat es denn anders erwartet? Darum geht doch der ganze Anstoß zu den Bibelübersetzungen, den Schulbüchern, den Zeitschriften, die jetzt in den zwölf großen Sprachen Indiens vorhanden sind, von ihnen aus, wie im Einzelnen nachgewiesen werden kann. Und wenn einer der eingebornen Prediger meint, sie könnten schon in diesem Fache Einiges besser machen, als es den fremden Missionaren gelungen sei, woher haben denn diese Eingebornen nicht blos die Befähigung, sondern vor Allem den Willen und Drang zum Schreiben erhalten, als eben von ihren verunglimpften Lehrern? In 14 Sprachen Indiens ist jetzt die ganze Schrift übersetzt, und in der Mehrzahl von diesen wiederholt übersetzt und vielfach revidirt; fünf früher zum Theil ungeschriebene Sprachen besitzen das Neue Testament und die Psalmen; in sieben weiteren gibt es Theile der heil. Schrift und Traktate, während in den Gebieten, wo eine größere christliche Bevölkerung sich vorfindet, sich bereits eine bedeutende christliche Literatur gebildet hat, und schon auch heimische Sänger (wie im Tamil, Malayalam u. s. w.) Christo ihre Loblieder singen.

Welche Anziehungskraft auch die heidnische Philosophie auf diesen und jenen Missionar ausübt, hat z. B. Missionar Kies durch seine Schilderung der kanaresischen Gedankensysteme auf der Utacammund-Konferenz gezeigt. Mullens (in The religious aspects of Hindu philosophy, London 1860) läßt namentlich dem Nyaya-System alle Gerechtigkeit widerfahren, während die Schriften des christlichen Denkers Nehemiah Nilakantha Sastri, deren eine (rational refutation of the Hindu philosophical systems, Calcutta 1862) der Schulinspektor Dr. Hall in's Englische übersetzt hat, sehr überzeugend nachweisen, daß diese Systeme bedeutend überschätzt worden sind. Dem edlen Gogerly und seinen Arbeiten über den Buddhismus hat Sir J. E. Tennent in seinem Werke über Ceylon das beste Denkmal gesetzt, während sie freilich, wie auch Hardy's Werke, nur allmählig an Ort und Stelle sich Anerkennung verschaffen.

Auf diesem Gebiete ist nun Langhans ein furchtbarer Gegner, da er sich selbst schon mit neuen Schöpfungen auf demselben versucht hat. Nicht daß er ein neues System hervorgebracht hätte: er hat sich auf die kunstreiche Bildung eines noch nie gehörten Namens beschränkt. Er läßt nämlich „den orthodox erzogenen Basler oder Leipziger Missionar von einem der zahlreichen Anhänger des Vedanta- oder Sankyaria-Systems" (101) auf's Korn genommen werden, der sich dann „in die feste Burg jener wunderbaren Gedankengebäude zurückzieht, von deren Tiefe und durchdringendem Scharfsinn noch mancher europäische Philosoph lernen könnte." Sehr wahr, wie der Augenschein zeigt; zunächst könnte nämlich Langhans da die rechten Namen lernen; in Abwesenheit eines Pandits muß ihm wohl oder übel ein Missionar dazu dienen, freilich kein Philosoph, sondern nur ein alter Wortklauber. Langhans wollte wohl sagen: „das Vedanta-System, wie es Sankaratscharya lehrte;" dabei fiel ihm ein, daß es noch einen andern Namen gibt, nämlich das Sankhya-System des Kapila, das sich freilich von dem Vedanta bedeutend unterscheidet. Irgendwie lautet „Sankyaria" recht hübsch, wenn es auch in zwei grundverschiedenen Farben schillert, und ist also die Philosophie um einen neuen Namen bereichert*). Der Leser merkt, daß sich unser Philosoph

*) Ueberhaupt sehen sich die Namen in unserem Buch gar oft wie Masken an, die zur Vermehrung der Rührung bei Kindern da und dort aufgestellt werden, aber bei näherer Untersuchung sich hohl zeigen. Wie ungeschickt ist

in jenen „wunderbaren Gedankengebäuden“ etwas verirrt hat, was wir ihm nicht übel nehmen bei der Eile, welche ihn getrieben hat, und bei seinem hoffnungsvollen Vertrauen auf die Unwissenheit der allermeisten seiner Leser in indischen Dingen. Doch hätte der Mann der Immaneuz, der als Kläger über Unwissenheit und Oberflächlichkeit der Missionare auftritt, überlegen sollen, ob er von dem glasgedeckten Treibhaus seines Wissens um die Mission und um indische Philosophie wohl daran thut, mit Steinewerfen nach den Fenstern des ihm unbequemen Nachbarhauses den Anfang zu machen. Wir wollen nicht Böses mit Bösem vergelten, nur den Herrn Nachbar warnen. Irren ist ja menschlich, besonders in der indischen Philosophie.

Aus allem dem soll der Mission kein Verdienst gemacht werden, sie verfolgt auf diesen literarischen Pfaden ihre eigenen Ziele. Aber daß dabei Vieles auch für diese oder jene Wissenschaften abfällt, beweisen die Journale der verschiedensten gelehrten Gesellschaften. Bei solchem Einleben in die heidnische Gedankenwelt droht freilich dem Missionar die Gefahr, daß sie zu Zeiten ihm als eine wirkliche erscheint, wie denn der schwache Glaube eines Bischofs Colenso schon von einem Zulu-Kaffer über den Haufen geworfen wurde; warum sollte man sich also nicht vor brahmanischem und buddhistischem Geiste in Acht nehmen? Ein Narr ist, wer sich auf sein Herz verläßt. Wie unnatürlich stellt sich doch Langhans den Missionar vor: als ein Instrument, das immer denselben Ton von sich giebt, ein Automaton, auf welches keinerlei Anziehungskraft von seiner Umgebung ausgeübt wird. Die Mission aber arbeitet mit werdenden Menschen, nicht mit fertigen Rüstzeugen, und ihre Kämpfer stehen auf den ausgesetztesten Posten. Wer wird es daher Missionskommitteen verdenken, wenn sie in Betracht der Gefahren, welche sich an zu weit gehende gelehrte und philosophische Studien hängen, den Werth starrerer Charaktere, wie

---

nur (438) der Name eines „Lord Hastings“ mit den um ein gutes Menschenalter früheren Thaten von Warren Hastings verknüpft; wie gedankenlos wird Mutusami's Auslieferung der „Ostindischen Kompagnie“ zur Last gelegt, die doch im Jahre 1803 in Ceylon rein nichts zu thun hatte, u. s. w. Es sind das die natürlichen Folgen eines Geschichtsstudiums, das nicht in der Liebe zum Gegenstand selbst seine Wurzel hat, sondern in dem plötzlichen Entschluß, unvorbereitet wie man ist, in einer bisher unbekannten Sache mitsprechen, d. h. absprechen zu sollen.

eines Hebich, zu schätzen wissen, und die unbeschriebene stille Thätigkeit von bescheidenen Männern, die keine Liebhabereien haben und mit ihrem Sprachindium sich nur zu gäng und gäben Sprüchwörtern und treffenden Anekdoten versteigen, wie etwa der theure Schaffter, in allen Ehren halten? Fragt aber ein Gelehrter, warum die Missionsberichte vom bisher Geschilderten denn doch wenig enthalten, so ist die Antwort, daß dieselben nicht für die Gelehrten geschrieben werden, deren große Mehrzahl bekanntlich sich ja wenig um die Angelegenheiten und Schriften der Missionen bekümmert.

Weil aber gerade Hebich genannt worden ist, so sei auch von seinen Liebhabereien die Rede. Major Davidson hat in der Liverpooler Konferenz 1860 erzählt, wie auf seiner Station im westlichen Indien ein Missionar einmal einen Besuch abstattete, von Haus zu Haus bei allen Europäern einsprach und mit jedem über seine Seele redete. „Er war nur drei Tage dort, aber die Folge war, daß, wo bisher nur Ein schwacher Zeuge für Christum stand, nun Monatelang alles wach und lebendig wurde, die Offiziere beim gemeinschaftlichen Mahle zu Tisch beteten, und mehrere von ihnen sich Morgens und Abends um die Bibel versammelten." Es ist ein Besuch Hebich's, von dem hier die Rede ist; und ein Pfarrer, wie unser Kritiker sich auf dem Titel nennt, sollte sich nicht zu der Toleranz aufschwingen können, unter andern Liebhabereien der Menschen, für welche alle er so zarte Gefühle hegt, auch diese Lust des Predigens zu dulden? Warum soll es nicht auch „solche Käuze" geben dürfen? In unserer Zeit der Vielseitigkeit sind die Männer Eines Buchs und Einer That doch dünn genug gesät. Jedoch von Hebichs Wirken wollen wir nicht reden, da Langhans selbst der stärkste Zeuge für den Einfluß ist, der von dem alten Zeugen ausgeht; verdanken wir doch dem Aerger über Hebichs Auftreten sein ganzes Buch mit allen demselben vorangehenden Studien über die evangelische Mission. Sie sind freilich etwas zu kurz ausgefallen, als daß die Absicht, „diesen Gegenstand, der seinen gewöhnlichen Studien fremd ist, wo möglich ein für allemal zu beendigen," damit hätte können verwirklicht werden.

Hebich hatte aber noch eine andere Liebhaberei: er hatte seine Freude daran, Hungrige essen zu sehen und Kranken Arznei zu geben. Wenn er von einer Reise heimkam, und Alles ihn begrüßte, konnte er leicht beim Händeschütteln zu einem sagen: Ei, wie siehst du aus! Zeig' deine Zunge! Wie ist dein Herz? Da hat man natürlich viel

über ihn gelacht. Er ist immer ein Mann der hilfreichen That gewesen. Als einst im Jahr 1838 die Mangalur Missionsbrüder in der Verandah am Essen saßen, hört man im nahen Ziehbrunnen plötzlich einen dumpfen Fall. Man ruft: was ist's? — „Der William ist hineingefallen." Und im selben Augenblick fliegt Hebich an das Zugseil, packt's aber nur auf einer Seite und stürzt — Bart voran — zum Knaben hinab. Ein Glück war's, daß er nicht auf ihn fiel. Man hat über dieses überrasche zu Hilfe springen herzlich gelacht; dem Knaben aber ist's doch eindringlich geblieben, wie schnell Vater Hebich im Wasser an seiner Seite war, ihm zu helfen.

Ja, die Sorge für den Leib der Heiden ist auch eine Liebhaberei und unserem Kritiker gegenüber eine gefährliche. Wie weiß er „die ingeniöse Kriegslist" eines Dr. Bettelheim zu verhöhnen, wornach er „das Christenthum statt durch den Kopf durch den Magen in's Herz der Leute zu bringen suchte" (182). Zwar sonst läßt er die ärztlichen Missionen in China gelten, scheint aber nicht zu wissen, wie viel länger dieselben schon in Indien wirken (in Südtravankor z. B. bereits seit 1838). Dagegen bespöttelt er das Impfen unter den Bergstämmen, als habe dieß die Leute zu Christen gemacht (68), während es doch nur die Missionare mit den scheuen Heiden in die erste nähere Berührung brachte. Wie viele Weiber hat dort Missionar Metz durch Brechmittel dem sichern Tode entrissen, wenn sie im jähen Zorn über den Mann ein Stück Opium verschluckt hatten; sie sind darum keine Christen geworden, aber sie wissen doch, wer es gut mit ihnen meint. Wie haben bei Cholera-Epidemieen, z. B. in Tinnewely, sich ganze Gemeinden in Hospitäler verwandelt, und der Missionar hat für alle Leidenden Mittel gegeben, für alle Hungrigen gekocht, ohne daß mehr erreicht worden wäre, als wachsendes Zutrauen. Man mag dem Missionar vorwerfen, er selbst traue sich hierin zu viel zu, habe er doch keine Medicin studirt. Nun viele, z. B. die fünf Söhne des sel. Dr. Scudder, haben wenigstens kunstgerecht amputiren gelernt; andere aber müssen irgendwie das Nöthigste lernen, weil die heidnische Umgebung es von ihnen erwartet. In der Nähe einer Mission schüttet kein neugieriges Kind den siedenden Reistopf über sich hinab, kein Schlangenbiß, keine plötzliche Verwundung kommt vor, ohne daß der Missionar gerufen würde. Da muß er sich denn auf's Lesen und Forschen legen, er findet vielleicht in der Noth neue Mittel, und seine homöopathischen Pillen oder Versuche mit der Wasser-

kur u. s. w. erregen wohl auch die Aufmerksamkeit der an die Tradition gebundenen einheimischen Aerzte. Kurz, er ist ein Mensch und sucht als solcher seinem Nächsten zu dienen. Ich wurde einst zu einem jungen Nayer gerufen, den eine Schlange gebissen hatte. Als ich ihm die Wunde erweiterte, den Salmiakgeist einrieb und eingab, und endlich die Wirkung des Giftes sichtlich abnahm, bemerkte ein Nebenstehender: „Jetzt bedient er den, der ihn geschlagen." Es war ein unglückliches, obgleich wahres Wort: — der Jüngling hatte mich in der Dämmerung auf einem Spaziergang mit Dr. Graul angefallen und geschlagen. Die Verwandten thaten sofort alles, mich schnell los zu werden, und kamen mir nie mehr nahe, so fürchteten sie sich vor meiner Rache. Der Missionar weiß wohl, daß er nicht auf schnellen Dank, am wenigsten auf alsbaldige Bekehrung zu rechnen hat, aber er säet doch seinen Samen und weiß, daß zu seiner Zeit Einiges gerathen wird.

So ist es nun auch mit der Armenpflege. Dr. Ribbentrop hat diese zu seiner Lieblingssache gemacht und eine besondere Freude am Dienst der Aussätzigen und Verstoßenen gehabt. In Talatscherry hatte ein frommer Engländer ein Armenhaus gegründet und durch eine Stiftung wöchentliche Reisaustheilung an die Armen ermöglicht. Natürlich waren wir froh daran, die Leitung der Sache zu übernehmen, und Missionar Müller hat schöne Früchte seiner dortigen Thätigkeit erlebt. Es liegt Wahrheit in der spöttischen Bemerkung des Kritikers: man kann nicht blos durch den Kopf, sondern auch durch den Magen dem Herzen nahe kommen.

Wir steigen noch weiter herab. Langhans macht den Baslern ihr Kolonisationssystem zum bittern Vorwurf: „Für $^{0}/_{100}$ der Konvertiten sind die mit diesem System verbundenen ökonomischen Vortheile der eigentliche Beweggrund ihres Uebertritts, wie die Basler selbst sagen" (71). Das ist eine seiner verallgemeinernden und verdrehenden Anführungen aus den Berichten. Missionar Würth sagt vom Südmahratta Lande: „Unter Zehn, ja Hundert wird kaum Einer es wagen, ohne einige äußere Hilfe von uns herauszutreten und Christum offen zu bekennen" (Jahresbericht 1859, S. 68), und Missionar Kies erläutert das (S. 81) durch die große Schwierigkeit, welche es für den Einzelnen in jener Provinz der organisirten Dörfer habe, mit der Körperschaft eines solchen Dorfes, welche gegenseitige Unterstützung zusichert, zu brechen. Es ist dieß dasjenige Land, wo

bis jetzt die kleinsten Gemeinden der Basler bestehen; und diese Verhältnisse auf Canara und Malabar, das Land der einzelnen Gehöfte, auszudehnen, ist eine Willkühr, die sich nur ein so freier Redner wie Langhans zu Schulden kommen lassen kann. Auf den Nilagiri, wo die Badaga nicht blos in Dörfern, sondern unter einem einzigen langgestreckten Dache beisammen wohnen, ist dessen ungeachtet keiner der Bekehrten bei seinem Austritt unterstützt worden. Und auch hier, im Südmahratta Land, sagen nicht die Basler, sondern nur der Kritiker, daß die ökonomischen Vortheile „der eigentliche Beweggrund des Uebertritts" seien. Wenn sodann in Canara Missionar Ammann die schlaffe Verwaltung des Mangalur Kirchenguts rügt, die Einem Missionar zur Last fällt, so war der Kritiker wohl berechtigt, den lokalen Fall anzuführen, aber nicht, ihn zu vergrößern und zu verallgemeinern und dem System als solchem aufzubürden. Ihm ist's natürlich nun ein Leichtes, einerseits ein solches Kolonisiren „eine üppige Aussaat verwerflichster Heuchelei" (71) zu nennen, und es als eine „sichere Thatsache" aufzustellen, daß „von 100 Konvertiten 99 es um des Geldes willen geworden sind" (59), andererseits es den Missionaren „zum Vorwurf zu machen, daß sie nicht das Christenthum in noch ganz anderer Weise, als bisher geschah, durch die Kanäle allgemeiner Bildung in's Leben der fremden Völker zu führen suchten" (430).

Die Schwierigkeit liegt hier wie bei so Manchem in der ungleichen Begabung der Missionare. Die sind selten, die wie Rhenius so sicher erkennen, so fest entscheiden, in welcher Weise da und dort geholfen werden müsse. Christen werden verfolgt, aus ihrem Dorfe gedrängt, von ihrer Familie ausgeworfen, aber schon hat Rhenius sich erkundigt, durch sichere Leute ein Stück Land gekauft, und hilft ihnen ein neues Dorf anlegen, wo sie ungestört Gott dienen können. Er ermuntert durch Beiträge zum Bau der kleinen Kapelle, besoldet auch den Katechisten, den er da anstellt, zugleich aber hält er die Leute streng zum Zurückzahlen des Vorgestreckten an, und giebt ihnen Anleitung zu gegenseitiger Unterstützung durch Stiftung eigener Gesellschaften, bis er wenigstens Einige so weit gebracht hat, die Seligkeit des Gebens mitzuempfinden. Aber so leicht sich das alles zu machen scheint, wenn ein Rhenius an der Spitze steht mit seinem angebornen Herrschertalent, so verlockend das für den guten Nachbar aussieht —, so schwer ist doch die Sache. Wo findet sich gleich die rechte Verbindung von schaffenden Gedanken und kräftiger Ausführung, von

Energie und Geduld, von Menschenkenntniß und Macht über die Menschen? Es wird offenbar, daß eine besondere Gabe dazu gehört, solche Dinge auszuführen. Nur zu leicht bildet unter dem Eindruck des Vielen, das zu thun wäre, und bei der Nachgiebigkeit der indischen Umgebung ein einzeln gestellter Mann sich ein, er könne unter Anderem auch regieren. Darum ist die Versuchung zu falschen Schritten in dieser Richtung eine große; der Schwache fällt gar bald unter die nur ihm verborgene Herrschaft seines vertrauten Rathgebers oder Katechisten, und wird regiert statt zu regieren. Darum hat sich hauptsächlich unter den Missionaren selbst ein so verschiedenes Urtheil über Kolonisation gebildet. Dem einen, der klein anfängt und vorsichtig fortfährt, gelingt so Manches, was vielleicht dem kühneren und gelehrteren Nachbar mißlingt. Schnell findet sich jener in die Mysterien der Palmen- oder Baumwollenpflanzung, oder er lernt die wichtigsten der 96 Reissorten unterscheiden, oder führt neue Gewächse und Ackerbaugeräthschaften ein, während dieser sich in die verworrenen Rechtsformen des Landbesitzes einweihen läßt und mit der Beamtenwelt und den Grundbesitzern in engere Beziehungen tritt. Dem andern schwebt dabei mehr die Gefahr der Verweltlichung und des Verbauerns vor; ebenso fürchtet er sich vor den falschen Motiven, welche jede irdische Unterstützung der Christen so leicht hervorruft oder begünstigt. Gar viele Missionare sind durch mißbrauchte Güte so entmuthigt worden, daß sie auf's bestimmteste erklären: ich bin blos für die Seelen gekommen, mit den Leibern habe ich nichts zu thun. Nur ist das Leben der beiden so eng verflochten, daß in Nothfällen natürlich die Praxis doch minder scharf ausfällt als die Theorie lautet. Daher sind auch in den Konferenzen der Missionare und bei den Kommitteen die Ansichten noch nicht geklärt, und eben das hat die Basler veranlaßt, Gutachten über diese ganze Sache von verschiedenen Standpunkten einzuholen, wie sie im Jahresbericht von 1859 offen mitgetheilt sind, ehe sie selbst sich an die Ordnung der schwierigen Sache machten. Daß die Missionare und die Kommitteen hierin noch nicht am erwünschten Ziele sind, wird gerne eingestanden; sie sind sich's aber vor Gott bewußt, daß sie ihm zustreben. Die Kolonie in dem obenerwähnten Südmahratta ist aufgehoben worden. Dagegen darf von Tinnewely jedenfalls behauptet werden, daß die weise Verbindung beider Methoden, der Kolonisation und der ausschließlich geistigen Behandlung, ein Hauptelement des dortigen Aufschwungs bildet.

Wie oft wünschte sich Rhenius ein Dutzend deutscher Handwerker, die im Anschluß an die Mission sich in den größten Gemeinden seiner Palmbauern niederließen, neue Gewerbe einführten, und dadurch zur Hebung der neuen Christen mitwirkten. Ihm schwebte dabei besonders die Brüdergemeinde mit ihren Werkstätten vor. Nun ist das in ausgedehnter Weise geschehen, freilich nicht in Tinnewely, weil das an Engländer übergieng, und diesen das Zusammenwirken von Geistlichen und Laien nicht recht gelingt. Weber, Schlosser, Schreiner, Buchdrucker, Uhrenmacher, Oekonomen, Kaufleute ꝛc. sind in der Basler Mission eingeführt worden, mit Hilfe einer besondern Kommission, die sich zu diesem Zweck gebildet hat.*) Die Erfahrung der 23 Jahre, seit damit angefangen wurde, ist sehr verschieden ausgefallen; die Weberei hat sich so gehoben, daß sie für die Mission einen bedeutenden Reinertrag abwirft, während die Uhrenmacherei eingehen mußte, und die Schreinerei noch um ihre Existenz ringt. Doch haben die englischen und amerikanischen Brüder auf der Nilagiri Konferenz diese besondere Befähigung der deutschen Missionare mit Freuden anerkannt, und Stimmen in indischen Zeitschriften wie in England selbst haben vielleicht nur zu stark den Nutzen dieser Verbindung geistlicher und weltlicher Arbeit hervorgehoben. Eine englische Mission, die in Nasik, hat sich auch eine Weberei nach dem Mangalur Plane einrichten lassen. Daß aber sonst dieses Verfahren von den meisten übrigen Missionaren „nachgeahmt“ werde (72), ist weder überhaupt richtig, noch steht es in der dafür angeführten Stelle; und daß die Amerikaner „diese gewissenlose Unterstützungsmarime noch überbieten, aber ohne die praktische Art der Basler“ (72. 2.), ist eine durch das angeführte Blatt (luth. Mbl. 1848) nicht gerechtfertigte Behauptung, für welche Dr. Graul s gewagte Deutung eines Worts (aid, Unterstützung) im Jahresbericht der Amerikaner den einzigen schwachen Boden bietet. Graul meint dort, es ließe sich etwas „herauslesen oder doch herausahnen“; unsern Kritiker kostet es natürlich nichts, aus Herausgeahntem einen recht konkreten Schluß zu ziehen. In Wirklichkeit aber haben sich fast alle größeren Missionskonferenzen gegen

*) Langhans stellt einmal die Mangalurgemeinde dar, als kommen dort „nur 15 Bekehrte auf einen Missionar“ (54). Er erreicht dieß, indem er alle Missionsfrauen, Katechisten, Lehrerinnen mit europäischen Kaufleuten und Handwerkern zu Missionaren erhebt, während doch in Wirklichkeit nicht 23, sondern 5 Missionare auf der Station wohnten. Langhans'sche Gewissenhaftigkeit!

eine längere Fortdauer des Kolonisationssystems erklärt, weil es den Kindheitszustand der Mission und die Abhängigkeit der Christen in's Unbestimmte zu verlängern drohe; und mit industriellen Unternehmungen beschränken sie sich auf das Nothdürftigste, wie z. B. die Buchdruckerei. Darin hat aber dieser und jener Missionar Großes geleistet, wie Bailey in Cottayam mit eingebornen Gehilfen Typen schnitt und Pressen baute, Marshman in Serampur die beweglichen chinesischen Typen erfand und die Papierfabrikation in Indien einführte ꝛc. Da und dort gehen die Versuche fort, neue Erwerbszweige in Aufnahme zu bringen, und sie sind schon mit manchen schönen Erfolgen gekrönt worden. Auch der Missionsfrauen sei hier nicht vergessen, die neben andern Arbeiten z. B. das Spitzenklöppeln einführten, wie Frau Mault in Nagercoil, und damit nicht nur auf der Londoner Welt-Industrieausstellung im Jahr 1852 Anerkennung fanden, sondern vielen Weibern zu einer reinlichen Beschäftigung und ehrlichem Auskommen verhalfen. Kurz es giebt keine Beschäftigung, die sich nicht dazu brauchen ließe, Zutrauen und Dankbarkeit zu erwecken, Vorurtheile wegzuräumen und dem Evangelium den Weg zu bahnen.

Wie schwer ist es doch, Leib und Seele recht auseinander zu halten! Ebenso schwer, als sie recht zu verbinden. „Die Liebe jedoch macht weise.“ Sie ist es auch, welche die Missionsschulen gegründet hat, natürlich im Bunde mit der ursprünglichen Begabung der Missionare. Carey war dazu höchst ungeschickt, während Marshman sich darin unsterbliche Verdienste erworben hat. Doch sind es besonders die Schotten, welche hierin das Bedeutendste geleistet haben. Langhans erkennt (217) dieß einigermaßen an, rügt aber ihr Verfahren als schlau (219), so offen und ehrlich sie ihre Absicht von Anfang an bekannt haben. Es soll ein „moralischer Zwang“ sein, wenn man die Jugend durch gute, und darum von der Regierung unterstützte*) Missionsschulen zur Bekanntschaft mit der Bibel verleitet! Ist denn die Bibel so gefährlich? Macht sie aus den Schülern nothwendig wahre Christen? Und was soll denn ein Christ lehren, als

*) Nicht gegen direkten ministeriellen Befehl, wie Langhans 220 zu behaupten wagt, sondern in Folge desselben unterstützte! Der Bombay Unterrichtsdirektor Howard, ein entschiedener Missionsfeind, hat die Missionsschulen von diesen Unterstützungen beharrlich ausgeschlossen; er hat sich aber (1864) bei einem Besuch in England vor dem Minister dazu bequemen müssen, in Zukunft diese gehässige Unterscheidung fallen zu lassen.

das, was ihm selbst das Wissenswürdigste scheint? Wer wehrt denn den Hindu's, eigene Schulen zu errichten? Bereits haben sie deren viele, und es giebt Männer unter ihnen, welche sich's was kosten lassen, solche Schulen zu dotiren, wenn auch andere noch immer die Missionsschulen vorziehen.

Ein schweizerischer Reisender*) findet die Aufgabe der Mission darin, daß wir den Schwarzen mit Thaten ein gutes Beispiel geben, und daß wir ihnen durch Vermehrung der materiellen und geistigen Verkehrsmittel aufhelfen. „Man übersetze faßliche Bücher, die von der Konfession abstrahiren und allgemeine Belehrung bieten!" Gut, aber wenn die Leute, wie in Afrika und großentheils in Indien, nicht lesen können, so wird man ihnen doch zuerst diese Kunst beibringen müssen. — Nun, das leisten die einfachsten Missionsschulen, und sie haben noch überall dem angehenden Missionar den Dienst gethan, ihn bei den Eingebornen zu empfehlen. Die Leute sehen doch, es ist ihm um das Beste ihrer Kinder zu thun, so viele Vorurtheile auch zu überwinden bleiben. Die Eltern denken dabei natürlich nur an das leichtere Durchkommen; und der Missionar freut sich, wenn auch vorerst nur dieses gelingt.

Nun zeigt sich auch hier die Verschiedenheit der Gaben. Der eine, wie der selige Anderson, geht ganz auf in seiner Schule; er sucht sie möglichst zu heben und ganze Engländer zu bilden; sie ist ihm der einzig richtige Weg zu den Herzen von Jung und Alt.**) Der andere hält die Predigt für das wichtigere, und möchte auch die indischen Lehrer lieber in ihrer eigenen Sprache als in der englischen unterrichten. Ein Jeder sei seiner Ansicht gewiß und diene in Liebe und Demuth weiter mit seiner Gabe. Und wer Freude an der Musik hat, der treibe das Singen! Es will den Hindu's anfänglich hart ein; denn von der Harmonie verstehen sie rein nichts. So ein genialer Brahmane, der Englisch, Lateinisch und Griechisch gelernt hat, schüttelt doch den Kopf bei einer Sonate, die ihm vorgespielt wird, oder beim einfachsten Kanon, den ihm die Christenkinder mit Lust vorsingen; er

*) W. Munzinger, ostafrikanische Studien, Schaffhausen 1864.

**) Daß dieses System der ausschließlich englischen Bildung die freischottischen Predigtkandidaten in den Hauptstädten leider etwas entnationalisire, hat einer seiner Vertreter, Smith, in Liverpool zugestanden. Langhans verdreht dieß in eine „starke Rüge", welche nicht den Schwächen eines besondern Erziehungssystems, sondern der ganzen entnationalisirenden Tendenz der Mission gelten soll! (332.)

geseteht ehrlich, das Tomtom seiner Trommeln, die Muscheltöne und seine schwachbesaitete Wina (Zither) klingen doch viel schöner. Bei den Christen aber geht auch mit dem Ohr eine Veränderung vor sich. Ist es doch etwas Großes um einen frischen, kräftigen Gemeindegesang, der unvermerkt auch auf die Nachbarschaft wirkt. Die Musik mag nicht bekehren, aber ihre Wirkung ist dennoch nicht zu verachten. Wir hatten einmal einen ordentlichen, aber wanderlustigen Nayerjungen, der lief aus der Kostschule davon; aber auf der nächsten Station muß er am Speisehaus der Offiziere vorübergehen, wo gerade die Militärmusik ihre Uebungen hält. Das rührt ihm das Herz; er kommt zurück und bekennt, wie er da „Gottes Lob" habe spielen hören, habe er nicht weiter gekonnt, sondern umkehren müssen. Und wenn es die Schüler bis zum Singen Händel'scher Chöre bringen, wie in Talatscherry, so ist damit auch für den Geist etwas erreicht; denn die christliche Bildung ist einmal ein solidarisch verbundenes Ganzes.*)

Aber die Bekehrungen in den Schulen, die entsetzlichen „Kinderdiebstähle" (223)! Sie sind nicht so häufig, diese Bekehrungen, als man wohl wünschen möchte, und wenn sie herannahen, wird es dem rechten Schulmeister recht bange um's Herz. Denn die Schule ist ihm an's Herz gewachsen mit allen den lieben Gesichtern, die ihr angehören, und er soll nun selbst sein Werk zerstören? Weiß er doch, daß von hundert Kindern, welche da täglich die süßen Lehren hören, vielleicht mehr als die Hälfte, vielleicht neun Zehntel ausbleiben werden, sobald Eines Christum bekennt. Daher haben sich auch schon Missionslehrer offen dahin ausgesprochen, sie suchen keine frühzeitige Bekehrung zu erzielen, ihnen sei es genug, eine solche vorzubereiten. Ja, einer sagte mir einmal, er sei's zufrieden, wenn er sein Lebenlang „die Vorbereitung auf Christum nur vorbereiten"

*) Neben der Musik kommt in der Mission noch eine Kunst in Anwendung, nämlich die Baukunst. Wenn Missionare wie Thomas in Meignanapuram, Bailey in Cottayam u. s. w., ihre unwissenden armen Gemeinden zur Erbauung schöner gothischer Kirchen zu begeistern wußten, für welche sie selbst die Baumeister sein mußten, so war auch eine solche Geduldsarbeit weder für die Erziehung der Christen, noch für die heidnische Umgebung unfruchtbar. Die Heiden reisen nun wohl Tagereisen weit, um das Wunder zu sehen, sie vergleichen den Baustyl mit dem ihrer schwerfälligen, lichtlosen Tempel und wissen sofort ohne Worte —, daß die Mission nicht nur kommt und geht, und daß sie sich nicht auf die Einladung der Einzelnen beschränkt.

dürfe. Wenn es sich nun aber so fügt, daß ein Schüler nicht länger Heide bleiben kann, ist es etwa der Missionar, der ihn nur immer anweisen soll, doch ja sich zu beruhigen und zuzuwarten? Er wird suchen, die Sache möglichst reif werden zu lassen; aber der Aufschub ist auch gefährlich. Wie viele Jünglinge, die Christum bekennen wollten, sind über dem Zuwarten aus dem Wege geschafft worden, und wenn sie je wieder auftauchten, waren sie gegen alles Höhere gleichgiltig, ja halb blödsinnig geworden. Es bieten sich der verkehrten Verwandtenliebe Mittel genug dar, solche Umwandlungen hervorzubringen. Andererseits darf der Missionar sich nicht auf die Gerichte verlassen. Sir W. Burton freilich hat (1847) einem zwölfjährigen Mädchen im Gerichtshof von Madras nach reiflicher Prüfung die Wahl gestattet, zu den Eltern oder in die Mission zurückzukehren, und Sir Lawrence Peel in Bombay hat (1856) für einen Jüngling, der noch nicht 16 Jahre alt war, in demselben Sinne entschieden. Aber die Mehrzahl der Richter ist auf Langhans' Seite. Zwar steht Jedermann in England vom 14. Jahre an, in welchem er zugleich verantwortlich wird für verbrecherische Handlungen, die Wahl der Religion frei. In Indien fängt die Majorennität mit dem 16. Jahre an, dagegen die Verantwortlichkeit für Verbrechen mit dem zwölften. Obschon also auch das Gesetz die allgemein konstatirte Frühreife des Indiers anerkennt, sind doch die meisten Rechtssprüche anders ausgefallen. Wie sehr mahnt das den Missionar zu Vorsicht und Geduld. Aber auch Glauben und Muth, wenn es zur Entscheidung kommt, haben ihre Verheißung. Langhans führt in seiner entstellenden Weise etliche Fälle an, die er als an Unmündigen verübte „fluchwürdige" Gräuel zu bezeichnen beliebt; er spricht von zehnjährigen Kindern (227), obgleich er weiß, daß es sich nur um die Jahre vom 12. bis 16. handelt. Wenn ein elternloser Knabe von zwölf Jahren seiner christlichen Schwester und ihrem Gatten durchaus folgen will, soll der Missionar etwa ihn zurückschicken? Soll er es nicht wagen, ihm zu freier Entscheidung die Hand zu bieten?

Langhans schildert dann in künstlich verdrehender Weise einen andern Fall, an welchem ich mitbetheiligt war. Der Primus einer Talatscherry Schule, der jetzige Katechist Gabriel Piratschahn, wünschte im Jahr 1845 Christum zu bekennen, was sein Vater, ein ausschweifender, gewaltthätiger Mann, ihm nicht gestattete. Gabriel fühlt, er dürfe nicht länger zaudern, wählt aber, ohne uns irgend

zu Rathe zu ziehen, den leichtern Weg, lieber auf einer andern Station den Uebertritt vorzunehmen, und begiebt sich deßhalb heimlich nach Kannanur, wo er mit den Christen ißt und also die Kaste bricht. Ich ermahnte ihn, nach Talatscherry zurückzukehren, was er aber nur thun wollte, wenn ihm auch die Haarlocke vollends abgeschnitten werde, damit alsbald außer Zweifel sei, daß er aus der Kaste getreten sei, und ich that ihm seinen Willen. Er war damals nach meinem Urtheil 15 Jahre alt, sein Vater behauptete, nur 13; Laughans überbietet den Heiden und macht zwölf daraus.*) Ob ich damals das Rechte getroffen, mag zweifelhaft sein; ich glaubte es zur Zeit. Wenn aber Jemand meint: sollte man nicht mit Eltern in solchem Falle Mitleid fühlen? so ist gewiß kein Missionar, der nicht das Gleiche fühlte. Die Frage ist nur: soll denn das junge Gewissen keine Rechte aufsprechen dürfen? Der Missionar geräth durch solche Krisen oft in große Enge; denn er kann sich nicht verbergen, daß je jünger und ungeprüfter ein solcher Taufkandidat ist, desto weniger auf seine künftige Festigkeit gerechnet werden darf; und wer setzt gerne die Existenz einer ganzen Schule und das langsam erworbene Maß von Zutrauen und Gunst bei einer Kaste oder der gesammten Nachbarschaft gegen einen unsichern Gewinn ein, der sich so leicht in eine schmähliche Niederlage verwandeln kann? So fordert denn jeder solcher Fall zur ernstesten Prüfung auf, ob wirklich eine Geistesthat vorliegt, zu deren Ausführung der Missionar mit einstehen muß, so wahr er ein Jünger Christi ist; hat er aber diese Ueberzeugung gewonnen, so darf er auch vor dem Hohn sich nicht fürchten, der sich gern an jede Bekehrung hängt.

Noch ist nicht sicher zu ermitteln, wie das Gesetz sich zu dieser Frage verhält. In Kalkutta wurde Hemanath, Student in einer Hindu-Akademie, durch einen Freund, der die Missionsschule besuchte, mit dem Christenthum bekannt. Er besucht den eingebornen Prediger Lal Behari, der ihn auffordert, in der Stille weiter zu forschen, sich aber weigert, ihn in's Haus aufzunehmen. Nach einigen Tagen kommt Hemanath wieder und sagt, er könne zu Hause kaum im Testament lesen. Aber man nimmt ihn nicht auf, denn er steht erst

*) Wie Gabriel selbst sein Alter z. B. im Januar 1858 berechnete, kann im Jahresbericht von 1858 p. 8 nachgesehen werden: dort steht der Katechist Gabriel Piratschan mit 28 Alters- und 8 Dienstjahren.

im 16. Jahre. Nach einer Woche wird ihm diese Wartezeit unerträglich; er fleht um Aufnahme, er sei bereit, Alles für Christum zu opfern. Lal Behari kann endlich nicht mehr widerstehen, er betet mit ihm und räumt ihm ein Zimmer ein. Nun kamen die Verwandten und belagerten ihn eine ganze Woche hindurch; zweimal sprach der Vater lange mit dem Jüngling, ohne daß dieser zum Schwanken gebracht wurde. Darauf (im Juni 1862) verlangte der Vater vom Obergericht die Rückgabe seines Sohnes, und Sir M. Wells entschied ohne weiteres für den Vater. Man konnte beweisen, daß Hemanath in vier bis fünf Monaten majorenn werde; daß Niemand ihn veranlaßt habe, das elterliche Haus zu verlassen; der Jüngling erbot sich, von seinen Beweggründen Rechenschaft abzulegen. Alles umsonst. Sir M. Wells wollte nichts hören, schimpfte auf die Missionare zur großen Freude der Zuhörer und übergab Hemanath seinem Vater. Die Kaste hatte er nun verloren und die Seinen konnten nicht mit ihm essen; aber tyrannisiren durften sie ihn nach Herzenslust, um ihn durch die eckelhaftesten Mittel von seiner Befleckung zu reinigen. Doch ist nun derselbe Fall in Bombay anders entschieden worden. Ein Schüler der Freischotten, Witta, 15 Jahre und 7 Monate alt, hatte sich in's Missionshaus geflüchtet; die Eltern klagten. Sir J. Arnould aber sah keinen Grund, warum die Gewissensrechte, welche das Gesetz dem 14jährigen Engländer zuspricht, dem Hindu erst später verliehen werden sollten; er ließ dem Sohne die freie Wahl seines Aufenthalts. „So wenig," sagte seiner Zeit (1846) Sir W. Burton, „der Gerichtshof aufhören kann, für die Aufrechthaltung des väterlichen Rechts besorgt zu sein, so wenig darf er vergessen, daß Andere ebensowohl wie Eltern und Verwandte ihre Rechte haben. Kinder und Mündel haben auch ihre Rechte in der Gemeinde; und die Königin steht dem Schwachen bei, wenn seine Rechte mit den Ansprüchen des Starken zusammenstoßen. Darf doch nach englischem Recht ein Knabe im Alter von 14 Jahren eine Heirath schließen, und ein Mädchen von zwölf; und ein 14jähriges Kind darf sich dort seinen eigenen Vormund bestellen. Daher ist es nicht die Alters-, sondern die Verstandesreife, welche den Gerichtshof in dieser Sache leiten muß." Solchen verständigen Reden hält freilich Langhans seinen Machtspruch entgegen, „daß Kinder von 12 und 13 Jahren zwischen zwei verschiedenen Religionen mit Einsicht zu wählen schlechterdings außer Stand sind" (227); wogegen ich mich auf das Zeugniß jedes

erfahrenen Erziehers berufen möchte. Ein Konfirmand mag vielleicht nicht im Stande sein, über Baptismus und Lutheranismus richtig zu urtheilen; zwischen Krischna und Christus eine Wahl zu treffen, ist aber eine andere Sache. Indessen harren wir, bis das Gesetz es noch zu einer festeren Entscheidung bringen wird; einstweilen beweisen die angeführten Thatsachen, daß von einem „geheimen Einverständniß der Regierung" und der Gerichte mit dem Thun der Missionare nicht die Rede sein kann. Nur ereifern sich dort auch die missionsfeindlichsten Richter nicht so stark wie Langhans, welcher Missionare, die zur Bekehrung eines Kindes mitwirken, in's Zuchthaus sperren würde (229), und die Forderung der Parsi's, daß sich kein Kind unter 21 Jahren solle bekehren dürfen, für sehr billig hält (226); das Minimum von 25 oder 30 Jahren gefiele ihm wohl noch besser.

Sehen wir nun aber nach den Missionaren in ihren Schulen; wie geht auch da das Leben eines Jeden so ganz eigene Wege. Da ist vorerst der große Unterschied zwischen Denen, die in Städten mit höherem englischem Unterricht zu thun haben, und Denen, welche der einfachsten Landbevölkerung ihre Zeit widmen. Letztere verlernen oft mehr vom Englischen als sie dazu lernen, leben sich ein in die Welt ihrer Bauern, und können fast scheu werden, wenn sie ein unbekanntes weißes Gesicht erblicken. Jene dürfen den Umgang mit Engländern nicht meiden und thun nur ihre Pflicht, wenn sie sich in die neue Umgebung so hineinarbeiten, daß sie englisch predigen und das Interesse der Mission auch vor den höchsten Gewalthabern verfechten können; sie müssen sich mit Mathematik, Naturwissenschaften und englischer Literatur beschäftigen, und dürfen auch den Forderungen feinerer Lebensart sich nicht entziehen. Der selige Löwenthal war nach allen Zeugnissen über ihn ein ganzer Diplomat, den auch Staatsmänner gerne zu Rath zogen, wenn es sich um die Geheimnisse der afghanischen Stämme und Häuptlinge handelte. Wenn aber bei der Berathung über neue Gesetze oder über die besondern Verhältnisse einer Provinz der Missionar mitgehört wird, wie das schon oft der Fall war, so kann auch diese Gabe für den Fortschritt im Ganzen sehr fruchtbar werden.

So ist es auch etwas Eigenes um die Reisepredigt. Schon das Reisen selbst; wie schwer nimmt's der Eine im unwirthbaren Lande mit den unausbleiblichen Geduldsübungen, während der Andere schon im Wechsel des Arbeitsfeldes seine Lust finden kann und nach

der heißen Arbeit des Tags in irgend welcher Verandah oder Tempelhalle*) so sanft schläft als zu Hause. — „Lerne reisen," schrieb Dr. Ribbentrop aus Indien einem Missionarssohn auf die Universität; „das ist dir nöthiger als Latein und Griechisch!" Nun das ist ein Scherz; es will aber das Reisen wirklich gelernt sein und lernt sich doch kaum ohne eine besondere Begabung. Wie prädestinirt zum Missionar unter den Bergvölkern kam mir immer ein lieber Freund auf den Nilagiri vor, schon durch Eine Gabe, auf die wohl Niemand in der Heimath den geringsten Werth legen möchte. Es ist das der Mangel eines der fünf Sinne. Unter einem Geschlecht, das die wärmehaltende Kraft des Schmutzes in höchsten Ehren hält, ist es doch etwas Unbezahlbares, des Geruchsinns zu entbehren. — Und dann die Predigt! Wie irrt sich doch Langhans, wenn er meint, es handle sich dabei vorzüglich um stereotype Predigten! Ein Reiseprediger wie der selige Ammann, von dessen verläugnungsvollem Herumwandern Inspektor Josenhans erzählt (Miss. Mag. 1854. II, 74), hat den ganzen Tag unermüdet dieser Arbeit widmen können, ohne daß er die Leute oder diese sich selbst langweilten. Daß aber jeder Missionar einen guten Reiseprediger abgebe, ist noch nie behauptet worden.

Wir kommen nun auf die Gehalte der Missionare, welche bei Langhans eine große Rolle spielen. Die meisten indischen Missionare sollen nämlich ein „luxuriöses, üppig epikuräisches Leben" führen, und auch außerhalb Indiens sollen sie „überreichlich" ausgestattet sein. Langhans giebt sich den Schein, als habe er darüber aus den Jahresrechnungen der Gesellschaften nur mit Mühe den Thatbestand erfahren können. Die Sache ist aber bei den englischen Gesellschaften einfach genug; sie geben dem Missionar im Durchschnitt 250—300 Pfund Sterling des Jahrs, d. h. etwa die Besoldung eines Lieutenants in der indischen Armee oder eines unteren Commis in den Handlungshäusern, und wird daraus nirgends der geringste Hehl gemacht. In

*) Man muß nämlich wissen, daß durch weite Strecken Indiens der Tempel in den Dörfern das Gasthaus ist, wo der Ortsvorsteher die Reisenden, Europäer wie Hindu's, neben dem Götzen einquartiert. Ebenso weisen die Dorfbewohner leicht der Missionsschule ihren Platz im Tempel an. Dadurch fallen Langhans' Tiraden über die Entweihung der Tempel, die ihm heiliger scheinen als z. B. den Kanaresen und Mahrattas (211), in Nichts zusammen. Seine weitere Behauptung, Tempel können einmal nicht Privateigenthum sein, beweist nur, wie wenig er von der Sache versteht.

den indischen Hauptstädten, wie in China, kann der englische Missionar wohl auf 400 Pfund des Jahrs kommen. Der Abstand ist noch immer bedeutend gegen die Kaplane der Regierung, welche mit 500 Pfund des Jahrs den Dienst antreten und mit den Jahren auf 800—1000 Pfund Sterling vorannücken. Auch in andern Ländern, z. B. Westindien, bezieht ein Missionar der Unirt. Presb. 250—300 Pfund Sterl., in Westafrika (Calabar) nur 150, in Südafrika 160 u. s. w. Die Ausbreitungsgesellschaft giebt in Indien, China, Westafrika 270—300 Pfund; in Südafrika 150—200 Pfund u. s. w.*) So wünscht sichs die englische Missionswelt, hierin grundverschieden von den deutschen Missionsfreunden; sie will, daß der Missionar anständig lebe nach englischen Begriffen, daß er weder Nahrungssorgen habe, noch Ueberfluß. Der Kritiker ist übrigens falsch berichtet, wenn er meint, die Amerikaner gehören zu den höchstbesoldeten (404). Im Gegentheil sagt z. B. der Bombay Guardian: „Die englischen Missionare stellen sich besser als die schottischen, die Schotten besser als die Amerikaner, die Amerikaner besser als die Deutschen." Nun ist das auch eine der Aufgaben des Missionars, sich in diese Verhältnisse richtig zu finden, und sie wird natürlich in verschiedener Weise gelöst. Ein Deutscher mag bei Engländern Vieles sehen, was ihm unnöthig scheint, darum ist es doch noch kein Luxus für den Briten; und wer nach diesem äußerlichsten aller Scheine die Menschen beurtheilen wollte, möchte leicht sehr irre gehen. Der Apostel konnte auch hoch sein und übrig haben, so wird er auch unter den Bestbesoldeten noch Nachfolger haben. Wenn jetzt ein Korrespondent aus Bombay schreibt (Allgemeine Zeitung 29. Jan. 1865): „Ein verheiratheter Europäer kann hier mit 1000 Pfund Sterling des Jahrs nicht leben", weil nämlich die Preise doppelt so hoch gestiegen sind als in Kalkutta, so dürfte ein wirklicher Missionsfreund auch mit den dortigen britischen Missionaren noch einiges Mitleid haben, obwohl sie mit einem deutschen Prälatengehalt bedacht scheinen.

Besehen wir uns aber einmal die Basler Missionare. Einem Engländer oder Amerikaner ist es unbegreiflich, wie der Deutsche mit seinen Geldmitteln reichen kann. Mullens schrieb darüber im Jahr

*) Die Aufschneidereien über die Kosten der Mission in der Türkei, in denen sich der Korrespondent der Allgemeinen Zeitung in Konstantinopel gefiel (412), wurden in einem nachfolgenden Blatt berichtigt; Langhans hat natürlich auf die Berichtigung keine Rücksicht genommen.

1852: „Viele Missionare in Indien erhalten unter 150 Rup. (425 Fr.) des Monats, einige nur 100. Es ist das eine Hungerleiderei, und wir wünschten, die Gesellschaften hörten, was wir darüber zu sagen haben. Solches Sparen am unrechten Ort kann nur die Wirksamkeit derjenigen vermindern, welche die Arbeit verrichten sollen." Dem Engländer ist es schon ein Wunder, daß wir Deutsche uns zu gemeinsamer Haushaltung bequemen können. Wohl erkennt er, daß sich damit viel ersparen lasse, aber seinem Unabhängigkeitssinn sagt der Zwang, den man sich dabei anthun muß, nicht zu; er fürchtet nicht ohne Grund, so nahe auf einander zu sitzen erfordere ein besonderes Maß von Geduld. Dann zweifelt er, ob es sich anstrage, im heißen Lande so viel zu Fuß zu gehen, wie die Deutschen von Anfang an gethan haben. Daß nämlich jeder Basler ein eigenes Pferd habe (406), ist eine Dichtung unseres Kritikers, die er sich nach seiner Art aus einem im Missionsmagazin erzählten Vorfall herausgelesen hat, während er doch z. B. von Würth's Fußreisen (Miss. Mag. 1853, IV, S. 77.) Zeugnisse vor sich hatte. Es giebt Missionare, die in ihrer ganzen indischen Dienstzeit weder Pferde noch Ochsen gehabt haben. Andere freilich bedürfen dieser Dinge, wenn die Arbeit nicht Noth leiden soll. Nun eben über jener Verhandlung im Jahr 1850, da einem jüngeren Missionar das Halten eines Pferdes verweigert wurde, kam es in Indien zu unangenehmen Schreibereien, welche jenes Urtheil von Mullens hervorgerufen haben. Es erschienen dort Zeitungsartikel, in welchen gefragt wurde, ob man gebildeten Männern zumuthen dürfe, mit einem Unteroffiziersgehalt sich durchzubringen? Englische Freunde haben schon sich bereit erklärt, den einzelnen Missionar zu unterstützen, während sie der Gesellschaft ihre Beiträge entzogen, weil sie Leben und Gesundheit ihrer Arbeiter nicht besser schone. Die Frage, was da der rechte Mittelweg sei, ist einmal nicht in absprechender Weise zu beantworten. Während die englischen Gesellschaften es vorziehen, durch einen festen Gehalt die Geldfrage ein für allemal abzumachen, ist sie bei den Baslern ein beständiger Gegenstand der gewissenhaftesten Berathung, indem ihre Missionare keine Besoldungen beziehen, sondern sich auf Rechnung der Gesellschaft mit mehr oder weniger Geschick so durchschlagen wie etwa ein Landpfarrer in Schwaben oder in der Schweiz.*) In dieser Weise brauchte dann ein

*) Ich will über die Einfachheit unseren Lebensweise in Indien kein Aufhebens machen. Weil aber Miss. Hebich ein „sehr entschiedener Lebemann" ge-

Missionar in Indien nach der durchschnittlichen Berechnung der letzten zehn Jahre 2208 Fr. des Jahrs (im Jahr 1856 belief sich die Ausgabe auf 1940 Fr., im Jahr 1863 auf 2704). Daß hierin das Mögliche geleistet ist, hat noch kein Sachverständiger bestritten.

Freilich ist auch das noch eine bedeutende Ausgabe, wenn man sie mit den Kosten vergleicht, welche ein Haushalt der indischen Arbeiterklasse erfordert. Langhans hat natürlich das Maß weit überschossen, wenn er (404) behauptet, das Leben sei in Indien zehnmal wohlfeiler als in England. Daß ein Taglöhner dort mit dem vierten oder fünften Theil des englischen Taglohns ausreicht, ist das richtigere Verhältniß. Was bedeutet aber das? Daß wenn z. B. die armen Tinnevely Christen der kirchlichen Gesellschaft jährlich 13,574 Rs. für Missionszwecke aufbringen, diese Summe wohl mit 6800 Pf. St. englischer Beiträge verglichen werden darf. Mit nichten aber, daß ein englischer Arbeiter mit dem indischen Taglohne dort sein gewohntes Essen, sein Brod mit Butter, Käse, Speck und Thee bestreiten könnte. Man darf um diesen Taglohn indisch arbeiten, d. h. wenig thun; man muß aber damit auch indisch leben, d. h. Reiswasser trinken und mit Betelkauen nachhelfen. Es ist daher baarer Unsinn (405), eine Missionsbesoldung von 1000 Rs. des Jahrs mit einem Einkommen von 10,000 Franken auf dem Kontinent zu vergleichen.

Dennoch bleibt der Abstand dieses genügsamen Lebens für manche Missionare eine demüthigende Thatsache. Dr. Ribbentrop heißt es geradezu das Schwerste, das ihm zugemuthet wurde, so viel besser leben zu sollen als die meisten Eingebornen (Miss. Mag. 1864 p. 253). Das Haus eine Erdhütte, die man mit 25 Franken herstellen kann; die Kleidung des Mannes mit einem halben Franken, der Frau mit einem Franken beschafft, und dann von Reis oder Hirsen oder Palmzucker gelebt Jahr aus Jahr ein: wer da mitthun könnte! Nun haben es schon Viele versucht und darin Anerkennenswerthes geleistet; es sind aber so manche edle Leben darüber in ein frühes Grab gesunken, wie die vier Goßner'schen Missionare, die 1842 unter den Gonds sich niederließen, mit einem Schlage weggerafft wurden (Miss.

---

nannt wird, der das Lob des Wassers „lieber in seinen Vorträgen als in seiner Diät in Anwendung bringe“ (5), so sei zur Steuer der Wahrheit bemerkt, daß derselbe in den 25 Jahren seiner indischen Arbeit, wie die meisten von uns, nur Wasser getrunken hat.

Mag. 1846, I, 39), daß hinfort keine Gesellschaft die Verantwortlichkeit übernehmen könnte, von ihren Arbeitern indische Lebensweise zu fordern. Den Einzelnen bleibt es darum doch unbenommen, auch hierin zu zeigen, was die Liebe Christi vermag; die welche mehr oder weniger indisch lebten, wie Ringeltaube, Ribbentrop, Bowen, sind natürlich unverheirathet geblieben.

Wie viele Fragen drängen sich um diese eine zusammen! Wie ist es z. B. so schwer in jenem Lande der Gegensätze, den eingebornen Arbeitern die richtige Stellung anzuweisen! Natürlich theilen sie sich in ganz verschiedene Klassen: es sind darunter Sprößlinge reicher Familien, die an ein bequemes Leben gewöhnt sind; andere wurden erst von der Mission aus dem Staube gehoben; andererseits sind die Bildungsstufen, welche sie erstiegen haben, so verschieden als nur möglich. So giebt es denn Hindupredigen, welche europäische Gehalte beziehen, höher als irgend ein deutscher Missionar, während andere, Katechisten und Schulmeister, sich mit 300—400 Franken des Jahrs begnügen müssen. Gewiß hat die Liverpool Konferenz das Rechte getroffen, wenn sie zu der Entscheidung kam, der Gehalt eines eingebornen Predigers solle vorzüglich durch zwei Rücksichten bestimmt werden: einmal auf die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihm zukomme, sodann auf die Verhältnisse der eingebornen Gemeinden, welche im naturgemäßen Lauf der Dinge seinen Unterhalt zu bestreiten haben werden. Man wird in allem dem noch viel zu lernen haben; es ist nöthig und gut, dem Missionar und dem Katechisten immer wieder das arme Leben Christi zum Muster vorzuhalten; der eine hat sich vor falscher Geistlichkeit, vor Neid und Richten, der andere vor dem Hang zu Großartigkeit, Bequemlichkeit und gleichgiltiger Behandlung der Geldfragen in Acht zu nehmen; die Treue im Kleinen lernt sich nie aus. Darum hat doch der Kritiker nimmermehr ein Recht, die Missionare im Allgemeinen des weltlichen Lebens zu beschuldigen, so wenig als des Müßiggangs.

Seinen Spott über übertriebene Darstellungen der Entbehrungen und Gefahren des Missionslebens kann man sich gutmüthiger Weise gefallen lassen. Tausende von Europäern setzen sich um Gold oder Ehre größeren Gefahren aus, als die indischen und chinesischen Missionare um der Liebe Christi willen. Aber es darf nicht vergessen werden, daß die Missionare, welche nach Indien und China gehen, die Brüder derer sind, welche sich z. B. an die Westküste von Afrika

in ein baldiges Grab senden lassen, und daß jeder Missionszögling bereit ist, sich schicken zu lassen, wohin die Kommittee will. Daß sich unsere Missionsbrüder vor dem Tode nicht fürchten, beweisen ihre Gräber. Von 46, die in sieben Jahren nach der Goldküste ausgeschickt worden sind, sind in dieser kurzen Zeit 18 gestorben. Da kann man sich die Kritik derjenigen, welche die Mission um der vielen Opfer an Menschenleben willen anfechten, noch eher erklären, als den Spott unseres Philosophen über die Genußsucht und Weichlichkeit der Glaubensboten.

Wo finden wir denn nun den rechten Missionar, wie er sein sollte, um alle Kritik zu Schanden zu machen; den Mann, der ein guter Deutscher bleibt, während er doch im fremden Boden gleich einheimisch wird; der immer im Himmel lebt, aber die Erde sich dienstbar macht; der mit offenem Sinn die Natur und alles Menschliche auffaßt, ohne von seinem Ziel abzuirren, der eingeht auf alle Irrthümer, ohne selbst je aus der Wahrheit zu gleiten? wo den Mann, der ebenso umsichtig denkt als entschlossen handelt, ebenso gut schreibt als redet, ebenso sicher mit scharfem Wort das innerste Herz trifft, als er in mäßigen Schritten wie spielend vom Aeußeren und Verkehrten zum Wesentlichen und Richtigen überleitet; der immer das Böse straft und meidet, aber nie über die Bösen zürnt, der Kinder segnen, mit Männern streiten und Teufel überwinden kann? der geschickt ist, Mangel zu leiden und übrig zu haben, auch den leiblichen Bedürfnissen der Heiden aufhilft, ohne je die geistigen Motive zu trüben? wo den Mann, der den Einzelnen ebenso leicht anzufassen als sicher weiter zu führen versteht, der aus lebendigen Steinen eine Gemeinde zusammenfügt und zusammenhält, ohne die welche draußen stehen aus den Augen zu verlieren? den Mann, der auf die Nahen wie auf die Fernen Licht und Leben ausströmt, auf jeden nach dem Maße seiner Empfänglichkeit, und mit gleicher Fröhlichkeit in seinem Dienste lebt und stirbt? den Mann, der Alles thut was ihm befohlen ist, und doch für sich und seine Kirche und seine Gesellschaft keine Ehre sucht, sondern nur die Ehre deß, der ihn gesandt hat? Kurz, wo finden wir den vollkommenen Nachfolger Christi, einen offenen Brief von Gottes Hand an das Volk, das Er heimsuchen will, leserlich für Jedermann? Wir suchen ihn umsonst. Es sind lauter einseitige, beschränkte Menschen, die an diesem großen Werke dienen; mehr oder minder getrübte Strahlen des ewigen Lichtes, Lebendige,

die sich selbst erst aus dem sie umgebenden Tode herausarbeiten, die durch viel Leiden und Demüthigung sich zur Gesundheit und Klarheit durchkämpfen, die ohne die Langmuth ihres Gottes nicht nur unnütze Knechte bleiben (Langhans spotte darüber nach Belieben, wie S. 318), sondern sich stets auch hüten müssen, daß sie nicht über ihrem Predigen selbst verwerflich werden. Ein Missionskritiker hat daher recht, wenn er sagt, das ganze Missionswesen sei krank; nur macht ihn selbst solche Erkenntniß noch nicht gesund; noch weniger befähigt sie ihn zum Bessermachen. Die, welche sich vor dem Richten am sorgsamsten in Acht nahmen, gediehen wohl immer am besten. Deß ungeachtet finden wir noch heutiges Tages in der Mission alle heilsamen und nothwendigen Gaben der Kirche Christi, wenn auch sehr vertheilt und mit allerlei Schwachheit gemengt, und trauen es auf Grund der bisherigen Erfahrung der Barmherzigkeit unseres Gottes zu, daß Er auch unseren Missionsgesellschaften offene Thüren aufthue, wenn sie sein Wort behalten, seinen Namen nicht verläugnen und in Liebe und Geduld Seiner Erscheinung entgegenharren.

Es lag die Versuchung nahe, den Vertreter der Immanenz aufzufordern, da er das Missionswesen der Altgläubigen so gar elend finde, möge er selbst mit Seinesgleichen einmal den Versuch machen und im neuen Geiste die Arbeit der Evangelisirung der Völker in Angriff nehmen. Aber die Sache ist zu ernst. Wir wissen, daß nicht nur ein Eindruck der Liebe, die uns bis in den Tod geliebt hat, dazu gehört, um einen rechten Missionar zu machen, sondern daß man in diesem Element leben muß, um nicht bälder oder später mißmuthig und laß zu werden. Wie sollte der Aerger über uns, wenn er auch eine Missionskritik zu Stande bringt, eine Missionsunternehmung in's Leben rufen oder, falls es geschähe, sie auch nur einige Jahre am Leben erhalten können? Wir selbst aber haben kein Zutrauen zu den Erfindungen des neuen Geistes und zweifeln stark, ob dieselben in Indien auch nur durch den Reiz der Neuheit irgend welche Anziehungskraft ausüben würden. Sind doch die Resultate der Identitätsphilosophie dort schon seit Jahrtausenden Gemeingut der Schulen gewesen und ihre Stichwörter bis in die niedersten Kreise gedrungen. Wir halten es mit dem Wahlspruch des alten Indianermissionars Eliot († 1690), der bis in sein 87stes Jahr zu sagen pflegte: Gebet und Fleiß durch den Glauben an Jesum vermögen Alles.

7. Die kirchliche Zerrissenheit.

Noch liegt uns ob, Einen Punkt zu berühren, auf den Langhans mit Recht großen Nachdruck legt. Er besteht in der leidigen Getrenntheit der Christen, welche die Mission betreiben. Einmal haben wir da die alten Kirchen, welche wie die römische und griechische theils sich an der Heidenmission betheiligen, theils durch ihren Abfall von dem Evangelium, wie die andern alten Kirchen (armenische, koptische, syrische), selbst Missionsboden werden. Dann die vielen Sekten des Protestantismus, welche alle in ihrer Weise an dem Werke der Verkündigung des Evangeliums in der Welt Hand anlegen. Da muß ja der streitsüchtige Dogmatismus, wenn er konsequent sein will, sich gegenseitig anklagen und verketzern (111), wenn auch am Anfang die Mission mit unionistischen und liberalen Tendenzen auftrat (107). In dieser Streitsucht, in diesem Dogmengezänk sollen nun (Herrnhuter, Nordamerikaner, Londoner und Basler ausgenommen, 112) alle Missionare und Missionsgesellschaften sich überbieten, und damit die Gemeinde des Herrn mehr zerspalten und vor Heiden blosstellen, als je zuvor geschehen.

Wir fangen mit dem Katholicismus an. Daß alle protestantischen Missionare „einstimmig lehren, der Katholicismus sei schlimmer als das Heidenthum" (113), ist eine Lästerung, für welche auch der Schatten von Beweis fehlt.*) Langhans führt dafür nur Eine englische Zeitschrift an (Gleaner 1859, p. 98), wo im Gegentheil ausgesprochen ist, daß Katholiken trotz des seelengefährlichen Romanismus selig werden können. Ebenso falsch ist die Behauptung, wir Missionare lehren, daß durch den Katholicismus die Völker von Gott weiter weggeführt würden, als sie vorher gewesen (114). Wenn auch ein Missionar das einmal ausgesprochen hätte, (in der angeführten Stelle Intell. 1860, 26 steht übrigens kein Wort davon), wer gibt Langhans das Recht, alle Missionare dafür verantwortlich zu machen?

*) Es verhält sich damit wie mit einer andern kecken Behauptung von Langhans: man begegne in den Missionsblättern drei bis fünf Mal dem Namen des Teufels, ehe nur einmal demjenigen Gottes (90). Ich kann das Gegentheil versichern, etwa mit der Einschränkung, daß bei besondern Stämmen vom Dienst der Dämonen viel die Rede sein muß, und dahin einschlagende Erzählungen diesen Namen, den Luther ungeschickter Weise auch mit Teufel übersetzte, öfters wiederholen können.

So geringschätzig Langhans den chinesischen Katechisten behandelt, der im Gleaner 1854 seine interessanten Unterredungen mit einem ehrlichen Katholiken erzählt, so wenig Recht bietet ihm gerade jener Vorgang zu seinem unbegründeten Tadel. Nicht nur trifft der chinesische Protestant im Ganzen den Nagel auf den Kopf, sondern jene Geschichte selbst zeigt in einem lehrreichen Beispiel, wie leicht der Katholicismus für forschende Geister unter den Heiden eine Brücke zum Bibelchristenthum wird. Daher wäre es sehr verkehrt, wenn der Protestant, so hochmüthig auch Rom die Ketzer behandelt, die Elemente von Wahrheit, die sich in der römischen Kirche noch finden, übersehen wollte.

Lassen nicht fast alle protestantischen Missionen die Taufe der Römisch-Katholischen gelten, so unverschämt auch diese in Indien alle Konvertiten aus den Evangelischen umtaufen? Sodann wüßte ich auf manche Bekanntschaften, ja herzliche Freundschaften hinzuweisen, welche in Indien ehrliche Katholiken verschiedener Nationen mit Protestanten geschlossen haben, ohne daß auf der einen oder der andern Seite ein Uebertritt stattgefunden hätte. Katholische Gottesdienste sind von Missionaren nie gestört worden, so keck auch Langhans (211) dieß behauptet, indem er aus dem Besuch eines Missionars in einer leeren Kapelle auf seine eigene Weise den Schluß zieht.

Es läßt sich leicht darthun, daß ernstere Christen jeder Gattung, sobald sie in heidnische Länder versetzt werden, auf den Unterschied von Katholicismus und Protestantismus weniger Werth legen, als in der Heimat. Ich rede da nicht von den halbeuropäischen Mischlingen, unter welchen gemischte Ehen und unvermerkte, halbe oder ganze Uebertritte nach beiden Seiten hin sich viel leichter bewerkstelligen als in Europa, sondern von gebildeten Europäern. Wir haben wiederholt Missionsbeiträge von britischen Katholiken erhalten; andererseits hat z. B. ein protestantischer Oberst, der 1834 Kurg einnehmen half, seinen Antheil an der Kriegsbeute der römisch-katholischen Mission dieses Ländchens geschenkt, nachdem er umsonst versucht hatte, eine protestantische zu Stande zu bringen. Schon die Serampurer Baptisten freuten sich nicht nur über die gelungene chinesische Uebersetzung der Evangelien, welche sie von katholischer Hand erhielten, sondern pflegten auch (1810) den freundlichsten Umgang mit dem brasilianischen Missionar Rodrigues. Ueberhaupt standen damals katholische Missionare in engen Beziehungen zu protestantischen Engländern, ja anglikanischen Würdenträgern! Dem Archidiakonus Barnes giebt der „sehr achtungs-

würdige, fromme und einsichtsvolle Abbé Dubois" (wie Inspektor Blumhardt ihn nennt Miss. Mag. 1818) die eingehendsten Nachrichten über den Zustand der römisch-katholischen Kirche in Indien, und bittet ihn um syrische Testamente für die katholische und nestorianische (er meinte Jakobitische) Geistlichkeit. Freilich klagt ihm Dubois (Dec. 1815): „die Katholiken Indiens seien auf ein Viertel ihrer Zahl zusammengeschmolzen, und er habe in 25 Jahren — trotz aller Mittel seiner Kirche — auch nicht einen einzigen aufrichtigen Christen unter ihnen gefunden. Indier zu bekehren sei einmal eine Unmöglichkeit; daher er sich sehr wundere, warum Baptisten und Methodisten diesen unfruchtbaren Boden zu ihrem Arbeitsfeld gewählt haben, u. s. w."

Wie gar unnöthig ereifert sich nun Langhans darüber, daß „der treue, redliche, eifrige Abbé Dubois von den Protestanten um seiner Aufrichtigkeit willen in Stücke zerrissen" worden sei (39). Ach nein! Die unglaubigen Protestanten jauchzten über sein Bekenntniß, das er nach seiner Rückkehr aus Indien weiter ausführte und in London (1824 auf ihren Wunsch) drucken ließ. Und den glaubigen Protestanten hat der Abbé „mit der Herausgabe dieses sehr willkommenen und lehrreichen Buchs einen wichtigen Dienst geleistet, indem er durch eine lange Reihe von Erfahrungen gezeigt hat, wie man es nicht machen müsse, wenn die Völker Hindustans zum Christenthum bekehrt werden sollen"*). Für uns, die wir aufrichtige Hindchristen in genügender Anzahl kennen, ist kein Grund vorhanden, dem Buche zu grollen; vielmehr lesen sich diese Briefe in unsern Tagen recht angenehm. Dubois selbst aber, nachdem er diesen gutgemeinten Schreckschuß gethan, um wo möglich protestantische Missionen von weiteren unnöthigen Versuchen auf dem undankbaren indischen Boden abzuhalten, hat den Rest seiner Kräfte daran gesetzt, die katholische Mission in Frankreich neu zu beleben. Mit beidem, mit dem Reden gegen die Mission wie mit dem Wirken für sie, hat er wohl seiner Kirche in seinem Geschlecht gleich treu zu dienen gesucht. Wer wird mit ihm darüber hadern? Wollte Gott, die Katholiken hätten sich gegenüber der protestantischen Mission nur auf Dubois'sche Polemik beschränkt!

Wir könnten wünschen, daß jener Zug zur umfassendsten Gemeinschaft der Gläubigen, der vor fünfzig Jahren so stark war, daß man z. B. bei der Gründung der Basler Missionsanstalt „anerkannt

*) Worte des sel. Blumhardt im Miss. Mag. 1825, S. 138.

rechtschaffene und religiös denkende junge Männer jeder Konfession" aufzunehmen gedachte, länger seine Macht behauptet hätte. Man fürchtete sich damals nicht vor Römisch- und Griechisch-Katholischen, wenn sie nur in der Liebe zu dem Einen Heiland mit den Evangelischen verbunden waren. Aber indessen ist der Papst wieder nach Rom gekommen, und die kurze Freiheit der Bibelchristen innerhalb der katholischen wie der russischen Kirche gieng schnell zu Ende. Rheninus konnte noch auf seiner Hinausreise (1814) das Kind eines katholischen Soldaten taufen. Wenn es nicht gestorben ist, wird es in Indien bald umgetauft worden sein.

Man lächelt jetzt über die Formlosigkeit des damaligen Christenthums und hält es für einen Fortschritt, wenn sich überall, auch in der Mission, das Streben nach größerer kirchlicher Bestimmtheit kund thut. Wir erkennen aber nur an, daß sich diese unläugbare Thatsache recht gut begreifen und beziehungsweise vollständig rechtfertigen läßt, sowie daß es bequemer und leichter ist, bei kirchlichen Unternehmungen einfach vom Gewohnten auszugehen und auch unter den Heiden nichts anderes bauen zu wollen, als was man zu Hause gehabt und genossen hat. Darum behält aber doch der Geist, der sich damals geregt hat, seine Bedeutung für die Mission der evangelischen Kirchen. Es ist nicht umsonst gewesen, daß die anglikanischen Missionare zwanzig Jahre lang die Priester der syrischen Kirche in Travankor bilden halfen und in allen syrischen Kirchen das Evangelium predigen durften. Haben die Bischöfe beider Kirchen sich mit der Zeit immer weniger verstanden, bis ein Bannfluch des syrischen Metran die Verbindung löste, so hat doch bei vielen Laien und Priestern die Erkenntniß, daß die Christen Eine Heerde bilden sollen, tiefe Wurzel gefaßt. Und welcher Christ könnte der amerikanischen Mission unter den Nestorianern seinen Beifall entziehen? Hier hat die evangelische Mission von Anfang an die Kirchenform als etwas Unwesentliches behandelt; und da die nestorianischen Bischöfe einfältig genug waren, ein Wachsthum in der Erkenntniß und im geistlichen Leben für zuläßig, ja wünschenswerth zu halten, ist es diese dreißig Jahre hindurch gelungen, so disparate Elemente, wie eine erstarrte orientalische Körperschaft und amerikanische Congregationalisten, zu brüderlichem Zusammenwirken zu verbinden.

In Indien ist freilich der Verkehr der Missionare mit katholischen Priestern sehr in's Stocken gekommen, einmal durch die Ausdehnung,

welche das Episcopat erlangt hat, und durch seine strenge Ueberwachung der niederen Geistlichkeit, sodann durch die rücksichtslosen Uebergriffe, mit denen der Katholicismus der Restauration in jede erfolgreiche Missionsarbeit der Protestanten sich alsbald eindrängte. Daß dann die protestantische Polemik auch nicht immer das rechte Maaß eingehalten hat, wird gerne zugestanden. Anders verhält es sich noch immer mit dem Verhältniß protestantischer Missionare zu der katholischen Laienwelt. Bischof Charbonneaux von Maisur, der (1846) unter seinen 10,000 Pflegbefohlenen höchstens 300 zählte, die erträglich lesen und schreiben konnten, hat nicht ohne Grund auf Errichtung von Waisenhäusern, Schulen und höhern Anstalten gedrungen, „damit nicht die protestantische Hyder die katholische Jugend verschlinge.“ Und ebenso sind da und dort katholische Pressen erstanden, um den strebsamen Laien, welche trotz aller Verbote die Bibel und protestantische Schriften mit Begierde lasen, ungefährlichere Geistesnahrung zu bieten. Vergleicht man diese neu entstandene Regsamkeit mit dem Zustand der Katholiken, ehe die protestantische Mission sich in Indien ausbreitete, so muß auch von Feinden zugestanden werden, daß sie auf die katholische Kirche einen bedeutenden Einfluß zum Bessern ausgeübt hat. Wenn nun gleich ein freundliches Zusammenwirken beider Kirchen nicht zu hoffen steht, so lange von Rom die Bibelgesellschaften sammt den Ungläubigen in Einem Athem verdammt werden, so bleibt doch eine heilsame Wechselwirkung nicht aus. Wir lernen auch etwas von der katholischen Kirche nach dem Rechte, das Vinet sich nahm, wenn er sagte: Als Protestant darf ich katholische Gedanken hegen, und warum sollte ich nicht welche hegen? So getrübt auch die Einigkeit der Katholiken gerade in Indien ist durch die langjährigen ärgerlichen Händel der Ultramontanen mit dem Metropoliten von Goa und seinen weitzerstreuten Kirchen, so wird doch ihre principielle Einheit mit all' dem Regierungs- und Unterordnungstalent, das sich in ihr entwickelt, der protestantischen Mission immer etwas zu denken geben und sie zum Nacheifern auffordern; unsere Rührigkeit dagegen dient sie vor dem Erstarren zu bewahren. Und wie Weissagungen auf eine bessere Zeit lassen sich wieder und wieder Stimmen auch von katholischen Missionaren vernehmen, welche die Einheit der Gläubigen in ihrem Erlöser höher stellen, als die trennenden Kirchensatzungen. So hat dem Goßner'schen Missionar Onasch (1861) ein italienischer Priester auf dem Schiff die Hand gedrückt und gesagt: „Nun gut,

Sie sind Protestant und ich bin Katholik; Sie gehen nach Indien und ich nach China, beide, um für unsern Herrn Jesum zu arbeiten. Möge Er uns tüchtig machen, unter den Verlorenen für Seinen heiligen Namen etwas Rechtes auszurichten!" Von solchen Vorzeichen einer bessern Zukunft ließe sich noch Einiges sagen, doch um der Bischöfe willen bleibt es lieber verschwiegen.

Das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten soll aber noch Paradiesesfriede sein im Vergleich mit demjenigen „zwischen den Protestanten unter einander" (Langhans S. 115). Hat denn nicht der Dogmatismus in der äußern Mission zu tausendfacher Zerspaltung geführt? (111.) Zerfleischt nicht dieses mörderische Geschlecht mit seiner unchristlichen Streitwuth den wahren Christus viel grausamer, als die alten Pharisäer es irgend gethan? (128.) Wir können die „bittern Thränen," welche Langhans über diese Zerklüftung der Kirche weint, einigermaßen trocknen. Die kirchliche Zerrissenheit geht freilich weit genug. Allein die Mission ist nicht schuld daran; daher wir sie einfach als Thatsache acceptiren, uns darunter demüthigen und ihr nach Kräften entgegenarbeiten. Es ist ja Schade, daß die Christen sich allerwärts so leicht trennen; aber auf dem indischen Missionsfeld steht es damit doch ganz anders, als Langhans es sich vorstellt. Wenn in der Wirklichkeit zwischen katholischen und evangelischen Missionaren ein freundliches Einverständniß nur ein glücklicher Zufall ist, so läßt sich nicht blos dieses, sondern wahrhaft brüderliches Zusammenwirken unter den Zweigen der evangelischen Mission als die Regel behaupten.

„Wenn sich nur die verschiedenen Gesellschaften brüderlich in ihr Arbeitsfeld theilten, daß alle gegenseitigen Reibungen im Angesichte der Heiden vermieden blieben!" (111.) Nun das thun sie in so vorwiegendem Maaße, daß die Ausnahmen dagegen fast in Nichts verschwinden. Ich könnte das an den einzelnen Missionsprovinzen leicht nachweisen. Die verschiedenen Gesellschaften haben grundsätzlich vermieden, sich in bereits besetzten Distrikten niederzulassen. Wie viele Korrespondenzen sind schon darüber geführt worden, von welchen kein Missionsblatt erzählt, weil man sich gegenseitig auf die zuvorkommendste Weise verständigte. Wenn Langhans behauptet, „wo irgend zwei Gesellschaften sich berühren, liegen sie sich auch sofort wegen Grenzstreitigkeiten in den Haaren" (112), so widerspricht dem der Thatbestand auf's allerentschiedenste. In neun Zehntheilen des indischen Missionsgebiets ist von Grenzstreitigkeiten nie die Rede gewesen.

Die Ausnahmen beschränken sich auf einige Fälle. Einmal sind es die Hauptstädte, wie Kalkutta, Madras, Bombay u. s. w., in welchen die größeren Gesellschaften neben einander sich niedergelassen haben. Doch ist da lange Zeit hindurch jede nachrückende Verstärkung irgend einer Mission von den früher angesiedelten Missionaren aller andern Gesellschaften mit aufrichtiger Freude begrüßt und empfangen worden. Wie freundlich kamen z. B. noch in den Dreißiger Jahren nicht nur die weitherzigen Missionsfreunde unter den Laien, sondern auch die Missionare in Madras den Amerikanern aus Jaffna, dem Schotten Anderson, dem Freimissionar Groves, dem Baptisten Page u. s. w. entgegen! Nach und nach hat sich freilich eine gewisse Ueberfüllung — nicht von Missionaren, aber von Kirchenformen — dort eingestellt, und es bedarf daher zu der Aufrechthaltung der Einigkeit einer sorgsamen Nachhilfe durch regelmäßige Konferenzen. Diese sind nicht, wie Langhans (126. 4) glauben machen will, vereinzelte Ereignisse, von denen, als es „endlich dazu kam, großes Aufheben gemacht wurde," sondern eine wohlkonsolidirte Einrichtung, so still vollzogen, daß Langhans sie völlig übersehen konnte, obgleich z. B. Mullens in der Liverpooler Konferenz davon erzählte. Die Missionare der verschiedenen Gesellschaften in den Hauptstädten vereinigen sich monatlich zum Gebet und besprechen sich über ihr gemeinschaftliches Werk in brüderlicher Liebe.

Am ersten Dienstag jedes Monats kommen sie so in Kalkutta seit 1831 zusammen, 20—30 an der Zahl; sie halten erst eine Betstunde, frühstücken dann mit einander und berathen jede wichtige Frage so lange, bis sie sich zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigen können. Und an Gelegenheit wie an Geschick dazu hat es ihnen noch nie gefehlt, wie das unter Anderem bei Mullens (in seiner Statistik von 1863 und in Lacroix's Leben) des Weitern zu lesen ist. Nicht blos an Missionare und Bischöfe, auch an die Gouverneure und das Parlament hat sich diese Konferenz wiederholt gewendet, und nicht ohne Erfolg. Aus diesen engeren Konferenzen sind dann von Zeit zu Zeit die größeren Zusammenkünfte hervorgegangen, auf welchen Missionare ganzer Länder ihre Erfahrungen austauschten, wie in Utacamund, Benares, Kalkutta, Lahor, bis endlich in Liverpool (im März 1860) Missionare und Missionsleiter aus allen Ländern zusammenkamen, um sich über die wichtigsten Punkte zu verständigen, indem ein hochherziger Kaufmann jener Handelsstadt die Kosten ihrer Reisen und ihres Zu-

sammenseins übernahm. Es waren wichtige, köstliche Tage, in welchen sich neben all' der freien Mannigfaltigkeit der evangelischen Christenheit auch die wahre Katholicität und Einheit der Kirche reichlich offenbarte. Im Blick auf Alles, was sich daran geknüpft hat, kann ich daher in dem Nebeneinanderbestehen verschiedener Missionen in den Hauptstädten Indiens nicht blos ein unvermeidliches Uebel erkennen. Es bleibt darum nicht aus, daß der Eine am Andern manches zu tragen hat — geschieht dasselbe doch auch innerhalb derselben Kirche und unter Anhängern Einer Schule —, aber man verträgt sich doch in Frieden und Geduld. Halten sich irgendwelche Kirchenparteien trotz aller Einladung von diesen Zusammenkünften ferne (wie in Madras), so sind das, Gottlob, nur wenige, von denen unten gesprochen wird. In Kalkutta schließt sich keine Richtung davon aus, und ebenso wenig geschieht das in den chinesischen Hafenstädten. Und nicht blos zu festgesetzten Zeiten kommen da die Missionare zusammen, um ihre Gemeinschaft zu bethätigen, sondern Kirchenleute, Londoner, Baptisten, Methodisten ꝛc. verbinden sich in den Wintermonaten zu weiten Missionsreisen, durch Bengalen wie durch China, und beweisen durch die That, daß man sehr gut zusammenarbeiten kann, ohne der gleichen Gesellschaft oder Kirche anzugehören.

Die andere Ausnahme betrifft die Vertreter von Richtungen, bei welchen das Bewußtsein, der einzig wahren Kirche anzugehören, stärker ist, als ihre Erfahrung vom gemeinsamen Heiland der Sünder. Es kann sich ein solches Gefühl in jeder Denomination einschleichen; dem ultraprotestantischen Plymouthbruder liegt es so nahe, sich zur Unfehlbarkeit hinaufzusteigern, wie dem Papisten oder dem Theologen der Zeitstimmen. Daß sich daher alle Sekten und Kirchen unter einander verketzern und befehden müssen, ist leicht zu beweisen, und Langhans hat das so gut geleistet, wie irgend ein Katholik, der die Selbstauflösung des Protestantismus darthun will. Nur macht sich Gottlob manches in der Wirklichkeit anders, als es der Idee nach nothwendig scheinen mochte. In Indien haben Uebergriffe protestantischer Parteien auf Grund des „wahren Kirchenthums" nur selten stattgefunden. Die Parteien, denen sie nachgesagt wurden, waren einmal puseyitische Missionare der Ausbreitungsgesellschaft, dann einige Baptistenprediger und endlich eine Sektion der lutherischen Kirche. Von den beiden ersteren findet sich in Lacroix's Leben (Miss. Mag. 1862, S. 350 f.) Einiges erzählt. Diese Uebergriffe beschränken sich aber auf kleine Ge-

biete, im Süden von Kalkutta, in der Nähe von Mirath, wo jedoch die Muttergesellschaft der Beschwerde bald Abhilfe geschafft hat, und im nördlichen Tamillande.

Langhans hat diesen extremen Richtungen so viel Aufmerksamkeit gewidmet, daß man denken könnte, der Pietismus, von dem er zuerst geredet, müsse schon zu einer Anzahl von Orthodoxieen erstarrt sein, die sich gegenseitig bekämpfen. Alle Konfessionen sollen sich bitter gegen einander beschweren, daß ihnen von den andern Bekehrte abgejagt werden (49). Ich habe von seltenen Fällen dieser Art gehört, aber selbst keinen erlebt. Die Gemeinden wissen in der Regel von andern protestantischen Gemeinschaften nur, wie man von verschiedenen Kleidertrachten hört. Wenn schon in Deutschland gewiß drei Viertheile aller Missionsfreunde sich um die unterscheidenden Lehren nicht sonderlich bekümmern, — denn es sind meist einfache, vielbeschäftigte Leute, die an Christus ihren Trost und ihre Freude haben, und denen am Leben mehr liegt als an den Dogmen, — so ist das in Indien noch mehr der Fall. Heißsporne mögen eifern und die Gegenpartei verketzern. Die eingebornen Gemeinden haben darum doch (wie Graul sagt) von dem Verhältniß, in welchem sie zur Mutterkirche stehen, kaum ein rechtes Bewußtsein. Die strengen Lutheraner mögen in Deutschland keine Pietisten sein wollen; draußen in Indien treten sie dennoch in das Erbe ihrer pietistischen Vorgänger mit ihren theologischen und ascetischen Arbeiten, ihrem Gesangbuch u. s. w. ein, und üben die „kleinliche Kirchenzucht" so gut wie ihre reformirten Nachbarn. Und auch sonst bleibt ihr Verkehr mit englischen Missionsfreunden nicht ohne Wirkung. Als der anglikanische Beamte Stokes, ein Freund der kirchlichen Missionsgesellschaft, hörte, daß die Missionsgüter in Mayaveram an die Heiden verkauft werden sollten, weil die kirchliche Gesellschaft die Station nicht fortsetzen wollte, veranstaltete er eine Sammlung unter seinen Freunden, um das werthvolle Eigenthum für die Lutheraner zu erstehen. Die meisten englischen Missionsfreunde geben ihre Beiträge nicht zu einer, sondern zu mehreren Missionen; wo immer tüchtig gearbeitet wird, da thut sich auch ihre milde Hand auf. Wie fröhlich haben nicht nur einzelne Engländer, sondern die kirchliche Gesellschaft und der Bischof von Kalkutta zu dem gesegneten Werk unter den Kols beigesteuert. Auch die von einem Basler Missionar begonnene Kurg-Mission ist von der kirchlichen Missionsgesellschaft im Jahr 1858 reichlich unterstützt worden. Wenn nur Christus

gepredigt wird! ist dort die vorherrschende Losung; wenn nur erst das Heidenthum vom Evangelium durchsäuert wäre, — die Gestaltung der zukünftigen indischen Kirche möge unsere Enkel beschäftigen! Muß denn nicht über dem Verkehr mit solchen weitherzigen Christen auch dem bigottesten Kirchenmann das Gefühl sich aufdrängen: es gibt doch noch Schwesterkirchen? So hat denn auch die Erfahrung sattsam gezeigt, daß selbst unter den deutschen Lutheranern ein freierer Sinn sich geltend macht; bei den amerikanischen war seine Herrschaft nie bestritten.

Was dann die Gastfreundschaft anbetrifft, die „unter den Missionaren verschiedener Bekenntnisse sich keineswegs überall von selbst zu verstehen scheine“ (126), so hat Dr. Graul, der diese Andeutung gibt, in seiner Reisebeschreibung durch Indien und Ceylon sie selbst glänzend widerlegt oder doch auf ein Minimum reducirt. Denn von Missionaren aller Parteien, so bekannt sie mit seinem Standpunkt und dem Zweck seiner Reise waren, hat er die ausgedehnteste Gastfreundschaft genossen, wie sie freilich in Indien, zumal unter den sogenannten Pietisten, sich von selbst versteht. In etlichen zwanzig Jahren dortigen Aufenthalts erinnere ich mich nur eines Falles, da sie mir verweigert wurde, und zwar von einem Missionar der Ausbreitungsgesellschaft unter Umständen, da durchaus kein Nothfall vorlag. Eine solche Ausnahme dient nur, um die Regel in ein um so helleres Licht zu stellen.

Man vergegenwärtige sich doch das Leben europäischer Christen in Indien, so wird man es erklärlich finden, wenn Missionare nach ihrer Rückkehr in das kühle Europa sich von dem Abstand unserer Temperatur gegen die dortige Wärme und Weitherzigkeit unangenehm berührt finden. In Madras stellte ich zuerst bei einem bekannten holländischen Gajus ab, in dessen Hause Missionare aller Farben die willkommensten Gäste waren. Die Judsons waren auch daselbst eingekehrt, um sich in schwerer Krankheit verpflegen zu lassen, und der Hausvater war durch sie Baptist geworden. Aber was schadete es? Missionare trafen nach einander dort ein, Anglikaner, Freikirchler, Amerikaner, Deutsche jeder Art. Sie warben auch um die Töchter des Hauses. Ein Schweizer Missionar heirathete die älteste; die andern bekamen Anglikaner, Lutheraner u. s. w. zu Männern; und die Familie ist trotz ihrer Ausdehnung innig verbunden geblieben. Denke ich an Rhenius' Kinder, wie giengen doch ihre Wege auseinander. Der eine ist Prediger der Freischotten, der andere englischer Kaplan

geworden; die Töchter haben Dissenter Missionare geheirathet u. s. w. Solche Vorkommenheiten sind nun dort, nicht wie hier zu Lande, Ausnahmen, sondern überaus gewöhnlich, und schleifen, wie in allen Kolonieen, die Ecken des heimatlichen Kirchenthums bedeutend ab. Hier predigt ein junger Anglikaner, frisch vom Bishop's college in Kalkutta, die strengste apostolische Succession; es ist ihm gewiß, daß wir Deutsche nicht ordinirt sind; ob wir getauft sind, bleibt ihm zweifelhaft. Der benachbarte Independenten Missionar fürchtet sich vor möglichen Kollisionen; sie bleiben auch nicht aus, vielleicht weil irgend ein augendienerischer Katechist das Feuer schürt. Aber die Missionare treffen zusammen und lernen sich achten, sie gehen durch schwere Heimsuchungen, Seuchen, Hungersnoth u. dgl., sie schütten einander endlich ihr Herz aus, und man versteht und liebt sich gegenseitig, wenn man auch nicht übereinstimmt. Es drängt sich darum doch mit langsamen oder schnellen Schritten die Erkenntniß auf, daß jener manches hat, was diesem fehlt, und daß der Herr reich ist über Alle, die ihn anrufen; beide lernen von einander, bis es allmählig — was man auch zu Hause sagen mag — zur Kanzel- und Altarsgemeinschaft kommt. Wie hat nur der hochkirchliche Bischof Mackenzie sich über seinen Besuch bei den Herrnhutern in Gnadenthal gefreut; wie ist ihm der Schotte Livingstone so nahe an's Herz gewachsen; wie verschwanden doch alle Vorurtheile in der heißen Probe des Missionslebens und seinen wechselvollen Kämpfen mit dem umgebenden Heidenthum. Wie erfahren auch die Hermannsburger in ihren Beziehungen zu den Kolonisten in Natal, welch ein großes Ding es ist, mitten unter den Heiden Leute zu finden, welche den Herrn Jesum lieb haben, in deren Häusern die Bibel das liebste Buch ist, wenn es auch etwas anders verstanden und ausgelegt wird, und sie freuen sich einfältig über diese Gemeinschaft. Gewiß, was immer noch zu der vollen Einigkeit der protestantischen Kirche fehlen mag, auf dem Missionsfeld ist sie ihrer Verwirklichung bedeutend näher, als in der Heimat mit ihren oft so kleinlichen Kirchthurmsinteressen. Nicht, daß es auch draußen an Leuten fehlte, welche sich im heißen Wasser wohler zu befinden scheinen als im kühlen; nur bleiben solche überall die Ausnahme. Wo das Herz des Christen sich so gar einsam fühlt, daß es selbst mit wohlgesinnten Heiden oder toleranten Muselmanen Freundschaften schließen kann, da muß ja der Zauber des Namens Christi doppelt starke Wirkung ausüben.

Die unionistische Gesinnung der Mission ist nicht auf dogmatischem Boden erwachsen, wie Langhans meint (107), sondern aus einem innern Lebensdrang. Das ganze freie Vereinswesen der Altgläubigen beruht darauf, daß die, welche einen Heiland gefunden haben und seiner froh geworden sind, auch Andere zu ihm führen möchten. Auf Grund des Sonderbekenntnisses mag wohl eine Mission gegründet werden; erhalten wird sie sich doch nur auf Grund der erfahrenen Liebe Christi; und die, welche diese erfahren haben, finden sich zusammen — früher oder später. Am leichtesten geschieht es auf frischem Boden. Die Gesellschaften in der Heimat mögen die Unterscheidungslehren noch so scharf zuspitzen, auf dem Missionsfelde verlieren sie mit der Zeit ihre trennende Kraft. Ich habe noch keinen alten Missionar gesehen, der sich mit seinen besondern Ansichten oder seiner Kirchenlehre und Kirchenverfassung breit gemacht hätte, wie er es auch damit am Anfang gehalten haben mag. Er wird vielleicht sich darin nur um so fester eingewurzelt haben; aber wo er Brüder findet, liegt ihm mehr am Genuß des Vielen und Großen, das er mit ihnen gemeinschaftlich geschenkt bekommen hat, und bei der Kürze des Lebens — besonders des Missionslebens — mag er die Zeit nicht mit Streiten verlieren. Und so wird denn, unter aller Schwachheit, in Indien von allen Gesellschaften vorherrschend Christus gepredigt und nicht die Dogmatik der einzelnen Parteien. Wie es auch damit in Deutschland gehalten werden mag, die Missionare draußen, mit Ausnahme der äußersten Flügelmänner auf der rechten und linken Seite, wissen und fühlen sich Eins in Christo.

Wir sind keine Sanguiniker, und die „stets rosig gelaunten" Männer, wie sich Langhans einen Missionsinspektor malt (61), werden in der Mission mit Laternen zu suchen sein. Aber — „Erfahrung bringt Hoffnung", sagt der Heidenapostel von allen, die durch den Glauben an Christum Frieden mit Gott haben, und wir, die wir schon aus mancher Hoffnungslosigkeit genesen sind, unterschreiben sein Wort auf Grund wirklicher Erfahrung. Wir haben gute Hoffnung für Indien, und gute Hoffnung für die Zukunft der Kirchen und Gemeinschaften, welche sich thätig an der Mission betheiligen. Wer unsern Glauben nicht kennt, mag unsere Hoffnung verhöhnen, und wie das der Gang der Welterfahrung mit sich bringt, allmählig der Verzweiflung oder der Blasirtheit verfallen. Darum steht doch fest, was der Mund der Wahrheit gesagt hat, es wird noch Ein Hirte

und Eine Heerde werden, und dann zur Erntezeit werden sich miteinander freuen die Säer mit den Schnittern. Daher rufen wir den Missionsfreunden zu: Stehet fest und unbeweglich in der Hoffnung des Evangeliums, Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Auch unser Kritiker kann noch zu dieser Hoffnung kommen, er wird nur von seinen Höhen herabsteigen und wieder ein Kind werden müssen. Uns ist die Kritik unseres Thuns willkommen, selbst wenn sie nicht von der freundlichsten Gesinnung getragen ist; wir haben auch schon von Aussetzungen, welche Heiden und Muhammedaner an uns machten, Nutzen gezogen. Allein in der Eile verdammen, was man sich in der Eile nicht die Mühe gegeben hat, gründlich kennen zu lernen, ist bloße Verschwendung des Athems. Ohne einen Wahrheitssinn, der die Dinge nehmen kann wie sie sind, und Berichte zu lesen vermag wie sie lauten, dient der Gegner nicht einmal der eigenen Sache. Denen aber, die noch am Wege stehen, und oft mit Mißtrauen und Geringschätzung dem Werk der Mission zusehen, möge ein Wort zur Beherzigung dienen. Napoleon gieng einmal mit einer Dame über die Straße, welche einem entgegenkommenden Lastträger nicht ausweichen wollte. Da führte sie der Kaiser bei Seite, indem er sagte: „Achtung vor der Last, Madame!“ Die Mission ist auch eine Last, und die Arbeit daran eine ernste Wirklichkeit. Will einer nicht mit Hand anlegen, so gehe er den treuen Arbeitern wenigstens in der Weise aus dem Wege, daß er, wenn nicht den Lastträgern, doch der Last Achtung zolle!

Weltlichen nichts so von Herzen, wie Bildung und geistige Anstrengung! (354.) Denn weltflüchtig, bildungsfeindlich ist der Pietismus, bildungsfeindlich müssen auch seine Früchte sein (341). Der großen Mehrzahl nach sind die Missionare rechtliche Männer (397), aber durchgängig dem Müssiggang ergeben (402).

Ich stimme Langhans in dem Einen Wunsche bei, daß doch die besten Männer in die Mission hinausgehen möchten. Es gibt leider viele schwache Missionare, wie die Kommitteen allerwärts mit Schmerzen bekennen; wackere Leute, die aber nicht viel ausrichten. Die Frage: und wer ist hiezu tüchtig? ist noch nicht gehörig beantwortet, seit Paulus (2 Cor. 2) sie angeregt hat. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß alle Leiter des Missionswerks mit Freuden ihr Missionshaus schließen und sich mit Aussendung der von Gott ihnen angebotenen Männer begnügen würden, wenn sie einen Weg wüßten, die trefflichsten Kräfte zu bekommen. Es fragt sich nur: wie bekommt man die besten Leute?

Von der eigentlich klassischen Bildung, von einem gründlichen Eingehen in das Reich der Ideale, „welches den Geist ewig frisch erhält," vom Eingehen in alle Schmerzen und Freuden der neuen Wissenschaft erwartet Langhans die selbständigen, denkfähigen, aufgeklärten, humanen Theologen, welche der Mission aufhelfen könnten. Nun verachten wir keinen Bildungsgang und bleiben ungerührt von den Deklamationen, mit denen Langhans zu beweisen sucht, die Mission fürchte sich vor dem Wissen als solchem. Aber wir halten es für einen Aberglauben, wenn der Kritiker meint, zu einer praktischen Thätigkeit, wie die Mission ist, gebe es nur Einen schmalen Weg, nämlich den durch die Universität. Wie viel Theologie hat denn wohl der sel. Williams in die Südsee mitgenommen? Ein 20jähriger Schlossergeselle, seit zwei Jahren bekehrt, dann Sonntagsschullehrer und bis auf die Letzte mehr in allerlei Werkstätten, als in Büchern forschend und bewandert, — so ist er hinausgefahren und dennoch ein trefflicher Missionar geworden. Der Schreiber-Incipient und Oekonom Rhenius, der nur 15 Monate lang sich unter Jänicke vorbereitete, ehe er ordinirt wurde, hatte wohl die Lücken seiner Vorbildung manchmal zu beklagen und sein Lebenlang daran auszufüllen. Nun dem stand lange ein freisinniger Theolog zur Seite, welcher deutsche und römische Klassiker mit rührender Anhänglichkeit kultivirte. Allein von diesem Theologen gieng nicht ein Zehntheil der Wirkung aus,

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset